Paed. Pr.
1161

Geiger

<36618166820014 S
<36618166820014
Bayer. Staatsbibliothek

m

~~Pédag. N.° 1147.~~

R

Neuestes
Sitten-
und
Beyspielbuch
für
den Bürger und Landmann.

Von

Franz Xaver Geiger.

Verfaßer der Obstbaumzucht und des Leben Wendelins.

Zweyte verbeßerte, hie und da umgearbeitete und mit Holzschnitten vermehrte rechtmäßige Auflage.

München,
in der E. A. Fleischmannischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kontrakt

mit etwaigen Nachdruckern.

Demjenigen, welcher dieses Sitten- und Beyspielbuch entweder ganz oder zum Theil nachdrucken will, verstatte ich solches unter folgenden Bedingungen:

1) Derselbe darf keine größere Auflage, als 1000 Exemplare machen. Dafür bezahlt er

2) an mich den Nettopreis von 1000 Exemplaren, nämlich 600 Gulden Rheinl.

3) Nicht weniger zahlt er an die landesherrliche Kasse seines Wohnortes die Summe von 600 fl. und an die Armen seines Wohnortes ebenfalls 600 fl. Rheinl.

Der Nachdrucker geht durch den Nachdruck stillschweigend diese gemachten Bedingungen ein; ich nehme von meiner Seite dessen Einwilligung dar-

darüber hiemit an, und werde die Erfüllung des Kontraktes von seiner Seite, im rechtlichen Wege verfolgen.

Zugleich biete ich demjenigen, der mir von einem solchen Nachdrucke Nachricht giebt und seine Angabe gehörig belegt, zur Erkenntlichkeit eine Belohnung an.

Ernst August Fleischmann.
Buchhändler in München.

Vor=

Vorbericht.

In dem gegenwärtigen Sitten- und Beyspielbuche wird eine große und wichtige Kunst gelehret, die Kunst, wie der Mensch auf die gewisseste und dauerhafteste, zugleich aber auch auf die kürzeste und wohlfeilste Weise sich selbst glücklich und zufrieden machen könne. Es wird darin gezeigt, und durch Beyspiele erwiesen, daß der Mensch, welcher gute und glückliche Tage haben will, ganz und gar nicht vonnöthen habe, aufs Schazgraben auszugehen, oder eine reiche Erbschaft anzutreten. Er darf sich nur die Kenntnisse sammeln, die jeder zu seinem Stand und Berufe nöthig hat; darf dann nur die Kräfte brauchen, die Gott in ihn legte, und die Vorschriften befolgen, die dem Menschen Natur und Vernunft vorschreiben, so ist sein Glück hier zeitlich und dort ewig gemacht.

Wer

Wer seinen Begierden Schranken setzt, und mit dem zufrieden ist, was Gott und die Natur ihm giebt, der ist so wohlauf, wie der Vogel in der Luft, und wie der Fisch im Wasser. Wer ein gutes Gewissen, gesunde und brauchbare Glieder, einen glücklichen Ehestand, gut erzogene Kinder, Freude zur Arbeit, Friede und Eintracht mit seinen Nebenmenschen hat, der darf Könige und Fürsten nicht beneiden; er hat schon alles, was ein Mensch sich wünschen, und Gott ihm geben kann.

Das gegenwärtige Buch giebt die Anweisung, wie der Mensch zu seiner Glückseligkeit gelangen, dieselbe dauerhaft genießen, und dabey sich bey Gott und Menschen beliebt machen kann.

In=

Inhalt.

Seite

Erstes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit, und wo sie zu finden ist. 1

§. 1. Geld und Reichthum machen den Menschen nicht glücklich. 3

§. 2. Auch große Ehrenstellen machen den Menschen nicht glücklich. 9

§. 3. Die wahre Glückseligkeit des Menschen besteht einzig und allein in der Zufriedenheit des Herzens. 17

§. 4. Der Mensch hat auf der Welt weit mehr Gutes, als Böses. Wer dieses erkennt, der ist in der That glückselig. 28

Zweytes Hauptstück.

Von der Vortrefflichkeit des Bürger- und Bauernstandes. 34

Drittes Hauptstück.

Von dem edlen Stolze welchen jeder Bürger und Bauer haben soll. 47

Vier-

Inhalt.

Seite

Viertes Hauptstück.

Wie nothwendig es sey, daß Jedermann, auch der gemeine Mann trachten soll, immer verständiger zu werden, je älter man wird. 53

Fünftes Hauptstück.

Was der Bürger als Handwerksmann zu beobachten hat:

1. Gegen seine Kundleute. 62

2. Gegen die Dienstleute und Lehrpursche. 65

3. Gegen seine Mitmeister. 66

4. In Handwerkszusammenkünften. 70

Sechstes Hauptstück.

Von Gesundheit, Krankheit und Tod. 77

1. Anhang. Wie wir uns vor der Furcht des Todes bewahren müssen. 90

2. Anhang. Von milden Stiftungen und Vermächtnissen. 96

Siebentes Hauptstück.

Vom Ehestande. 115

Achtes Hauptstück.

Wie man im Ehestande die gegenseitige Liebe und den Hausfrieden erhalten müsse. 126

Neun=

Inhalt.

Seite

Neuntes Hauptstück.

Wie die Aeltern ihre Kinder gut und christlich erziehen müssen. 141

§. 1. Von der Erziehung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren. 142

§. 2. Wie man die Kinder erziehen muß, wenn sie einmal laufen können. 145

§. 3. Wie man die Kinder zum Gehorsam gewöhnen müsse. 160

§. 4. Wann, und wie man mit der Ruthe regieren muß 162

§. 5. Wie man die Kinder zur Arbeit gewöhnen muß. 163

§. 6. Unterricht der Kinder in Glaubenssachen und Gottesfurcht. 165

§. 7. Warnung vor der Unzucht. 167

Zehntes Hauptstück.

Von dem, was Herrschaften ihren Dienstbothen schuldig sind. 170

Eilftes Hauptstück.

Von dem, was Dienstbothen ihren Herrschaften schuldig sind. 175

Zwölftes Hauptstück.

Wie man gegen seine Mitmenschen sich betragen müsse, wenn man ruhig und vergnügt leben will. 186

§. 1.

Inhalt.

Seite

§. 1. Vom Diebstahle. 188

§. 2. Vom Betruge. 198

§. 3. Von Falschheit und Lügen. 203

§. 4. Vom Uebelnachreden. 205

Dreyzehntes Hauptstück.

Bewährtes Mittel und große Kunst, die Herzen der Menschen zu gewinnen. 209

Vierzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen widerwärtige Leute betragen soll. 214

Funfzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen Feinde betragen soll. 220

Sechzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen die Obrigkeit verhalten müsse. 231

Siebenzehntes Hauptstück.

Von den Ergötzlichkeiten des gemeinen Mannes. 239

§. 1. Von den Zusammenkünften bey dem Trunke. 240

§. 2. Von dem Spiele. 250

§. 3. Von den öffentlichen Ergötzungen. 256

§. 4. Beschluß von den Ergötzungen. 266

Er=

Erstes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit und wo sie zu finden ist.

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden;
Das Mittel zum Genuß der kurzen Lebensstunden,
Das, was allein hier wünschenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.

Der allgemeine und einzige Wunsch der Menschen geht nach Glückseligkeit. Glückselig wollen alle Menschen seyn. Aber auf dieser unsrer Erde, wo wir leben, und wo Gott Alles so weise, so ordentlich und gut eingerichtet hat, und wo der Mensch ein wirkliches Paradies in seiner Art haben könnte, wenn er es nur recht anfangen wollte; auf dieser Erde, sage ich, leben viele tausend Menschen, die wahrhaft unglücklich und recht in der That elend sind. Allein, die Ursache dieses Elendes liegt nicht bey Gott, und auch nicht ursprünglich in der menschlichen Natur; sondern sie

liegt in dem Menschen selbst, und steckt in seinem eigenen Herzen. Der Hauptfehler ist, daß viele tausend und tausend Menschen die Glückseligkeit da suchen, wo sie nicht ist. Die wahre Glückseligkeit kann nur auf einem einzigen Wege gefunden werden, und wer denselben nicht trifft, der geht irre, und alle Schritte sind vergeblich. Einige glauben, die Glückseligkeit wäre zu finden, wo Geld und Reichthum ist; Andere suchen sie in den Wohllüsten, und im üppigen Leben; Manche in einer schönen Gestalt, oder in einer Heurath, oder in andern Dingen, die noch viel thörichter sind.

Die allgemeine Meinung des gemeinen Volkes ist, daß die größte Glückseligkeit des Menschen im Reichthume, und in hohen Ehrenstellen bestehe. Deßwegen sieht und hört man so oft, wie man reiche Leute um ihr Geld, und große Herren um ihren Stand beneidet. Man sieht nämlich nur auf die äusserliche Pracht, und auf den blendenden Schimmer des Geldes: und da meint man, solche Leute, die überall Geld in Menge haben, oder in goldgestickten Kleidern gehen, in Kutschen fahren, und den ganzen Tag Wenig oder gar Nichts arbeiten dürfen, wären die glückseligsten Menschen auf dem Erdboden, und ihr Leben wäre ein lauterer Himmel.

Aber darinn irrt man sich himmelweit. Man lese nur folgende Abschnitte.

§. 1.

§. 1.

Geld und Reichthum machen den Menschen nicht glücklich.

Es ist gar nichts Seltenes, daß arme Menschen reich, und reiche arm werden. Oft dreht sich das Glück auf Einmal, und setzt Einen, der zu unterst gewesen war, zu höchst oben an. Und im Gegentheile ist oft Einer von der höchsten Stufe des Ueberflusses plötzlich herunter gestürzt, und hat sich Zeitlebens zu seiner vorigen Höhe nicht wieder erschwingen können. Aber darum ist der Arme nicht unglückselig, und der Reiche nicht glückselig geworden.

Salomon hat nicht umsonst zu Gott gebeten, daß er ihn vor zwey Dingen behüten und bewahren wolle, nämlich, vor Armuth und vor Reichthum; weil beyde den Menschen zu vielen Lastern verleiten. Ist aber der Mensch einmal lasterhaft, so kann er unmöglich glücklich seyn. Die Armuth ist ein schlimmes Ding; aber der Reichthum noch viel schlimmer. Manche Reiche, die bey ihrem Reichthume sehr lasterhaft gewesen waren, sind, wenn sie in Armuth und Noth kamen, recht ordentliche, menschenfreundliche, fleißige und tugendhafte Leute geworden. Aber man kennt kaum ein einziges Beyspiel, daß arme Leute, wenn sie zu Geld kamen, besser und tugendhafter, sondern vielmehr lüderlicher und schlimmer geworden sind. — Wir wollen nur wenige Beyspiele anführen.

1. Der römische Kaiser Maximin war ein Schweinhirt aus Thrazien gewesen. Er ließ sich als Soldat unterhalten, war geschickt, tapfer, und in allem Kriegsungemach unermüdet. Diese Tugenden bahnten ihm den Weg zu höhern Ehrenstellen, und zuletzt sogar zur Kaiserkrone. Allein, kaum war er Kaiser, so zeigte er sich auch als das größte Ungeheuer. Seine Unterthanen tyrannisirte er auf die grausamste Art; er selbst aber ergab sich den schändlichsten Wohllüsten, und die Zeit, welche ihm davon übrig blieb, brachte er mit Fressen und Saufen zu. Er machte sich durch seine Laster eben so sehr verhaßt, wie er sich zuvor durch seine Tugenden beliebt gemacht hatte, und als er endlich sah, daß man ihm von allen Seiten nach dem Leben strebte, nahm er Gift, und ward sein eigener Henker. — Das teutsche Sprichwort sagt nicht umsonst: Wenn der Bettler auf ein Roß kömmt, so kann ihn kein Mensch mehr einholen.

2. Thomas Wolsey war eines Mezgers Sohn von Ipswich, einer Stadt in England. Er schwang sich in kurzer Zeit so hoch, daß Heinrich der Achte, König von England, ihn zu seinem Großkanzler und ersten Minister machte. Wolsey hatte einen großen und durchdringenden Verstand, und der König setzte auf ihn so viel Vertrauen, daß er ihm alle wichtige Regierungsgeschäfte überließ. Man konnte mit Recht sagen, daß nicht König Heinrich, sondern Wolsey das Land regiere. In seiner

Hand

Hand war Krieg und Frieden, und ganz Europa mußte diesen Mann fürchten. Franz der Erste, König von Frankreich, machte ihm eine Aufwartung. Karl der Fünfte, der römische Kaiser, schmeichelte ihm, wie sonst Unterthanen ihrem Potentaten zu schmeicheln pflegen. Auch die Päbste überhäuften ihn mit Ehren; sie machten ihn zum Bischofe, zum Erzbischofe, und endlich zum Kardinale. Er häufte unermeßliche Reichthümer zusammen, und sein Aufwand war königlich. Aber das Glück, welches sich an diesem Manne, so zu sagen, völlig erschöpft hatte, verblendete ihn dergestalt, daß er seine Herkunft und seinen ersten Stand gänzlich vergaß. Die mächtigsten Könige und Fürsten behandelte er nur als seines Gleichen, und die Unterthanen sah er für verächtliche Erdwürmer an. Sein Stolz war unerträglich, und dieser zog ihm eine Menge Feinde über den Hals. Diese ruheten nicht, bis sie seinen Sturz und Untergang sahen. Man verklagte ihn bey dem Könige über verschiedene Punkte; er fiel in Ungnade, alle seine Güter wurden eingezogen, und er aller Aemter entsetzt; endlich kam noch ein Befehl vom Könige, daß er in Verhaft genommen, und ihm ohne weiters der Prozeß gemacht werden sollte. Wäre nicht der Tod zeitlich ins Mittel getreten, so würde er sein Leben auf öffentlicher Schandbühne durch die Hand des Scharfrichters haben beschließen müßen. Er starb unterwegs als Gefangener.

3.

3. In einer gewissen kleinen Stadt lebte eine Wittwe. Sie hatte gar keinen Reichthum, litt aber auch keine Noth: denn sie hatte ein schuldenfreyes Haus, ein gutes Bett, und im Winter eine warme Stube, und mit dem Spinnrade verdiente sie sich manchen Einbußpfenning. Sie hätte ihr ganzes Leben hindurch froh und zufrieden leben können, wenn sie nicht das Unglück gehabt hätte, auf Einmal reich zu werden. Sie hatte nämlich einen reichen Bruder, der starb, und ihr ein großes Vermögen hinterließ. Diese reiche Erbschaft verrückte der Wittwe das Hirn. Sie verwußte sich itzt auf Einmal nicht mehr. Ihr Haus war ihr itzt schon zu klein, und das Hausgeräthe zu schlecht; deßwegen schaffte sie sich vornehmere Einrichtung an, und kaufte ein größeres Haus; das Spinnrad aber warf sie zur Stube hinaus. Auch die Leute, mit denen sie sich sonst ganze halbe Tage unterhalten hatte, waren ihr nicht mehr gut genug, und sie gab ihnen kaum mehr einen flüchtigen Anblick. Da kamen dann eine Menge Schmarozer und Schmeichler, und sagten zu ihr, was sie nur gerne hörte. Sie priesen die Wittwe als die glückseligste und reicheste Frau von der Welt. Solche Maulmacher hielt sie für ihre besten Freunde, und keinen ließ sie ohne reichliche Geschenke von sich gehen. Ein junger Mensch, der ebenfalls von diesem Schrote war, konnte sich bey dieser Frau so gut einschmeicheln, daß sie ihn heurathete, ob sie schon

wußte

wußte, daß er ein starker Spieler war, und sich durch die Spielsucht in große Schulden gesetzt hatte. Das war nun der kürzeste Weg, bald wieder eben so arm, oder noch ärmer zu werden, als zuvor, und das geschah auch. In wenig Jahren verpraßte und verspielte der junge Herr das ganze Vermögen seiner Frau, und starb an der Auszehrung, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte. Da kamen dann auf Einmal von allen Seiten die Gläubiger herbey, und wollten Bezahlung haben. Das Haus und Alles, was noch da war, wurde vergantet, und der Frau blieb kaum so viel übrig, daß sie sich ehrlich kleiden konnte. In dieser Noth gieng sie wieder zu den Leuten, die ihr kleines friedliches Haus gekauft hatten, und bat sie um Gotteswillen, daß sie ihr einen Winkel darinn vergönnen möchten. Da nahm sie dann wieder das Spinnrad zur Hand, und arbeitete früh und spät, aber doch bey weitem nicht mehr mit so fröhlichem und zufriedenem Herzen, wie zuvor.

Da sahen dann wieder alle Leute, daß der Reichthum den Menschen nicht glücklich macht.

4. Zu London, der Hauptstadt in England, lebten vor ungefähr fünfzehn Jahren eilf arme Kohlenträger, die schon lange mit ihrem geringen Stande unzufrieden waren, und reich zu werden wünschten. Sie legten daher auf ein gewisses Glücksspiel ihr letztes Geldlein zusammen, und das Glück war ihnen

so

so günstig, daß sie eine ungeheure Summe Geldes gewannen, und auf Einmal steinreich wurden. Die guten Leute stunden wie versteinert da, als man vor ihren Augen die Geldhäufen aufschüttete, welche sie auf einen einzigen Zug erobert hatten. Da hörten sie dann Glückwünsche von allen Seiten her; man erhob sie bis über die Sterne, wie es bey reichen Leuten gemeiniglich zu geschehen pflegt; sie sahen eine Menge Schmeichler um sich herum, die ihnen aufwarten, und ihre unterthänigst gehorsamste Diener seyn wollten; und sie selbst glaubten, sie wären jetzt die glückseligsten Leute auf Gottes Erdboden. Alsogleich warfen sie ihre Kohlsäcke und ihre russigen Küttel weg, und schafften sich seidene Kleider an, kauften schöne Häuser, lebten auf herrschaftlichem Fuße, fuhren in Kutschen, hielten Gastereyen, und liessen statt ihrer hübsch das Geld arbeiten. Das trieben sie so einige Zeit, aber bey weitem nicht so lang, als sie gedacht hatten. Nach vier Jahren waren schon ihrer Achte an unterschiedlichen Krankheiten gestorben, und zwar die meisten in ihren besten Jahren. Aber auch von den Dreyen, die noch übrig sind, hat nicht Einer mit dem Gelde sein Glück gemacht: denn Alle leben itzt wieder so arm und dürftig, wie zuvor.

Dergleichen Beyspiele könnte man in Menge anführen, welche durchgehends beweisen, daß Geld und Reichthümer den Menschen nicht glücklich machen.

§. 2.

Auch große Ehrenstellen machen den Menschen nicht glücklich.

In den Augen des gemeinen Mannes ist Niemand glückseliger, als große Herren, Könige und Fürsten. Ihr Ansehen, ihre Macht, und ihr ganzer äußerlicher Aufzug fällt stark in die Augen, und giebt einen großen Glanz von sich. Aber alle diese Dinge sind bloß das Aeußerliche von der fürstlichen Würde. Inwendig sieht Alles ganz anders aus. Da ist Alles voll Disteln und Dornen, und das Herz eines großen Herrn ist immer voll Sorgen und Unruhe.

Wir wollen nur überhaupt den Stand eines großen Herrn betrachten, um hernach urtheilen zu können, ob es wohl der Mühe werth ist, solche Personen um ihr sogenanntes Glück zu beneiden.

1. Große Herren haben ein Amt, welches so schwer ist, daß es nicht mehr schwerer seyn könnte. Man bedenke nur, was es für Sorgen, Mühe und Wachsamkeit kostet, wenn man ein einziges Haus recht und gehörig regieren soll, und wie oft auch der fleißigste Hauswirth von seinen Dienstbothen, wenn er deren nur Sechse oder Achte hat, erzürnet, betrogen und bestohlen wird. Und nun bedenke man, was erst geschehen muß, wenn man ein ganzes Land und einige Millionen Unterthanen zu

re=

regieren hat. Freilich hat der Fürst viele Leute um sich, die ihm die schwere Bürde tragen helfen müssen. Aber eben diese Leute machen oft, daß ein Regent die Wahrheit der Sachen nicht immer erfährt, und daß er auf tausend Seiten hinters Licht geführt werden kann. Ja! es ist wirklich etwas Unangenehmes, daß die Fürsten das Meiste so selten mit eigenen Augen sehen können. Sie hören Vieles nur mit fremden Ohren, sehen es nur mit fremden Augen: und da müssen sie manchmal das Volk klagen hören, ohne daß sie im Stande sind, den Klagen abzuhelfen.

2. Große Herren haben alle erdenkliche Aufwartung, sind bey allen Lustbarkeiten, und genießen täglich die köstlichste Mahlzeit. Allein, eben in diesem Stücke haben sie es viel schlechter, als gemeine Leute. Denn wenn große Herren bey Lustbarkeiten erscheinen, so richten sich alle Augen auf sie, man merkt auf alle ihre Worte, und sogar auf ihre Schritte und Blicke, und es ist, als wenn man ihnen bis in die Seele hinein schauen wollte. Das geschieht bey gemeinen Leuten nicht. Diese können ruhig und unbelauert ihren Ergötzungen nachgehen, können ihre Gemächlichkeit pflegen, und sich so lustig machen, als es ihnen nur beliebt.

Die Lustbarkeiten, welche die großen Herren alle Tage genießen, sind bey weitem nicht so süß und angenehm, wie die bey gemeinen Leuten. Denn was man ohne Mühe und alle

Ta=

Tage haben kann, das schmeckt lang nicht so gut und süß, als was man nur selten genießt. Manche Fürstenpersonen sind zuweilen auf das Land heraus gekommen, und wenn sie da die Landleute sahen, wie sie bey ihren Festen so lustig und wohlauf waren, so haben sie es frey heraus gesagt, daß sie Zeit ihres Lebens keine so fröhliche Stunde gehabt haben, wie diese Leute da.

Auch die köstlichen Mahlzeiten sind für sie weit schlechter, als für uns unsere tägliche Kost. Denn, wer sich nicht Zeit läßt, durstig zu werden, der kann kein Vergnügen am Trinken haben; und wer nie weiß, was Hunger ist, der kann nie sagen, was gut und köstlich heißt. Daher als einsmals ein Fürst bey der Jagd sich verirrt, und bey starkem Hunger von einem Bauern ein schwarzes Stück Gerstenbrod zu essen bekommen hatte, sagte er, er habe in seinem Leben nichts Besseres gegessen, als dieses schwarze Stück Brod.

Da hat der Fürst die Wahrheit geredet, und deutlich zu verstehen gegeben, daß er damals das Erstemal in seinem Leben Hunger gehabt habe. Derjenige, der uns die Speisen gut und köstlich macht, heißt nicht Mundkoch, sondern Hunger. Von diesem Namen wissen aber die großen Herrn nichts. Folglich ißt der gemeine Mann zwar nicht theurer, aber gewiß allemal besser als Fürstenpersonen, und es ist der größte Unverstand, wenn man sie in diesem Stücke beneidet.

3. Große Herren sind auch in ihren Heurathen viel schlimmer daran, als die gemeinen Leute. Denn große Herren dürfen nicht aus ihrem Stande hinaus heurathen, wenn sie auch gerne wollten; sondern müssen eine Frau nehmen, die ebenfalls von fürstlicher Abkunft ist. Ihre Wahl ist in diesem Stücke sehr eingeschränkt, weil sie nur sehr wenige Personen finden, die ihres Gleichen sind. Daher müssen große Herren oft in eine Heurath einwilligen, wo weder Liebe noch Vergnügen dabey ist. Zum öftern wird die Ehe geschlossen zwischen Personen, die einander gar nicht kennen, die sich nie gesehen, und die sogar auch keine Neigung zu einander haben. Ja! mancher Große nimmt eine Frau, die er geradeweg verschmähen würde, wenn er ein Bauer oder gemeiner Bürgersmann wäre.

Ganz anders und viel besser ist es da bey gemeinen Leuten. Diese finden überall ihres Gleichen; sie verheurathen sich viel freyer, und die Ehen werden, wo nicht allzeit, doch meistentheils geschlossen, weil die zwey Personen einander aufrichtig lieben, und miteinander vergnügt sind.

4. Was die wahre Freundschaft anbelangt, welche gewiß die süßeste und vollkommenste Wohllust des Lebens ist, so hat es hierin der gemeine Mann unendlich besser, als der Fürst. Wir gemeine Leute finden überall gute Freunde, die es mit uns gut meynen, die uns auf-

richtig die Wahrheit sagen, die uns in der Noth helfen, und uns das Beste rathen. Allein, die Großen wissen nichts von wahrer Freundschaft, und nur selten dringt die Wahrheit bis zu ihren Ohren. Sie empfangen zwar alle erdenkliche Dienstleistungen und Komplimente; aber Alles geschieht nur aus Gewohnheit oder aus Zwang. Alle Ehrenbezeugungen werden ihnen nur von solchen Leuten erwiesen, die dafür besoldet werden, und die davon ihren Gewinn und Nutzen haben. Daher sehen wir, daß die bösen Fürsten eben so gut bedient werden, wie die guten, und diejenigen, die man haßt, eben so gut, wie diejenigen, welche man liebt. Da ist kein Unterschied. Aber eben dieses zeigt ganz klar und deutlich an, daß Alles nur aus Gewohnheit und zum Scheine, keineswegs aber aus Freundschaft geschieht.

5. Endlich sind die Großen nicht nur den Krankheiten und dem Tode, wie wir Alle wissen, sondern auch dem Unglücke und widrigen Schicksale eben so unterworfen, wie wir Alle.

Beyspiele giebt es da so viele, daß man ein ganzes Buch damit anfüllen könnte.

Dionysius, ein mächtiger König zu Syrakus in Sizilien, kam in so große Armuth, daß er zuletzt Schulmeister werden mußte, um sich auf diese Art vor dem Hunger zu erwehren.

Die vornehmsten und mächtigsten Fürstenpersonen haben oft ein trauriges Ende genommen.

Julius Cäsar, jener große Held und erste römische Kaiser, ward öffentlich im Rathhause erstochen. Und nach ihm haben sehr viele römische Kaiser, nicht nur heydnische, sondern auch christliche, eines gewaltsamen Todes sterben müssen.

Maria Stuart, Königinn von Schottland, mußte eine achtzehnjährige Gefangenschaft aushalten, und wurde zuletzt im Jahre 1587 öffentlich hingerichtet.

Karl der Erste, König von England, verlor ebenfalls durch den Scharfrichter sein Leben im Jahre 1649.

Gehen wir nur auf unsere allerneuesten Zeiten her, so fehlt es auch da an überzeugenden Beyspielen nicht.

Im Jahre 1792 ist Gustav, König von Schweden, meuchelmörderischer Weise erschossen worden.

Erst im Jahre 1793 hat Ludwig der XVI. König in Frankreich, und neun Monate darnach die Königinn, Maria Antonia, auf der öffentlichen Blutbühne durch die Hand des Scharfrichters ihr Leben lassen müssen.

Mit einem Worte, auch die größten und mächtigsten Fürsten sind um ihr Scheinglück nicht zu beneiden. Gewiß, wenn wir auch nur

einen Tag lang in ihrem Stande leben müßten, so würden wir so satt davon werden, als wenn wir es mit Löffeln gegessen hätten, und wir würden uns in unsern vorigen Stand so sehnlich wieder zurück wünschen, wie ein Gefangener nach Freyheit, und ein Kranker nach Wiedergenesung seufzet.

König Dionysius in Sizilien hatte an seinem Hofe einen Schmeichler, Namens Damokles, welcher bey jeder Gelegenheit die Reichthümer und die Macht seines Königs mit großen Lobsprüchen erhob, und zu sagen pflegte, daß ein so glückseliger Mensch, wie der König, noch nie auf Erden gelebt habe, und nie leben werde. Aber in die Länge ward der König dieser übertriebenen Schmeicheleyen müde, und fragte den Damokles, ob er denn wünschte, auch so glückselig zu seyn, wie er. Als dieser es mit Ja beantwortete, befahl der König, ihm den ganzen königlichen Schmuck anzulegen, ließ ihn von allen seinen Hofherren königlich bedienen, und setzte ihn an eine Tafel, die mit den köstlichsten Speisen besetzt war. Damokles schwamm in einem Meere von Seligkeiten, und glaubte, er wäre schon halb im Himmel. Auf einmal hieß ihn der König aufwärts blicken. Da erblickte Damokles mit Entsetzen ein bloßes Schwert, welches oben an der Decke an einem Roßhaare hieng, und mit der Spitze alle Augenblicke auf sein Haupt herunterzufallen drohete. Der Schrecken trieb ihm auf einmal alles Blut zum Herzen, er vergaß

Es-

Essen und Trinken, und dachte weder an den königlichen Schmuck, noch an seine Bedienung, sondern bat den König mit zitternden Händen, daß er ihn doch wieder in seinen vorigen Stand zurücksetzen wolle. Nun, sagte der König, bist du dir itzt schon genung glücklich gewesen? Sieh, itzt weißt du doch auch, wie es um die Glückseligkeit der Könige ist. — Damokles schlich stillschweigend vom Hofe weg, lebte mit seinem geringen Stande zufrieden, und verlangte seiner Lebtage keine königliche Glückseligkeit mehr.

§. 3.

Die wahre Glückseligkeit des Menschen besteht einzig und allein in der Zufriedenheit des Herzens.

Wir haben nun gehört, und es ist bewiesen, daß die Glückseligkeit des Menschen nicht im Gelde, nicht in den Ehrenstellen, und auch nicht in der allergrößten menschlichen Macht zu finden ist. Es ist eine ausgemachte und wahrhaft tröstliche Wahrheit, daß der Mensch glückselig werden kann, ohne daß er die Glückseligkeit über Meere herholen, oder sich dieselbe aus einem weit entlegenen Lande verschreiben muß.

Die Glückseligkeit des Menschen ist im Menschen selbst. Niemand in der ganzen Welt kann den Menschen glücklich machen, als der Mensch sich selbst.

Christus selbst bestättiget diese Wahrheit; denn er sagt: Das Reich Gottes, nämlich Das, was den Menschen hier und dort glücklich machen kann, kömmt nicht von Außen her, sondern es ist inwendig im Menschen selbst. Wer glücklich seyn will, der darf nur wollen. Jeder Mensch kann die Glückseligkeit sich selbst geben, und darf sie nicht erst um Geld oder Geldeswerth erkaufen. Denn die wahre Glückseligkeit besteht einzig und allein in der Zufriedenheit und im Vergnügtseyn des Herzens.

Diese Wahrheit ist so richtig und ausgemacht, daß sie von Niemanden geläugnet werden kann. Einen Menschen, der unzufrieden und mißvergnügt ist, wird gewiß Niemand glückselig nennen, er mag im Uebrigen so reich und mächtig seyn, als er will. Denn wo in dem Herzen Sorge, Unruhe und Mißvergnügen herrscht, da ist die Glückseligkeit wol nicht zu Hause.

Hingegen, wo einmal in der Seele des Menschen Heiterkeit, Zufriedenheit und Vergnügen herrscht, da wird man wol Nichts mehr nennen können, was einem Solchen zu seiner Glückseligkeit noch fehlen sollte.

Ein König besitzt große und viele Länder, und kann aus diesen Besitzungen eine unüberwindliche Macht und unermeßliche Reichthümer ziehen. Aber mancher Handwerksmann hat oft nicht so viel Land, wo eine Henne darauf kratzen könnte; sondern hat nur seine gesunden Glieder, mit denen er sich und seine Familie jährlich nährt und fortbringt. Wenn nun ein König bey allen seinen Besitzungen und bey aller seiner großen Macht noch immer nicht genug hat; hingegen der Handwerksmann bey seinem kleinen Einkommen herzlich wohlauf und vergnügt ist, so muß Jedermann sagen: der Handwerksmann ist glücklich, und der König ist es nicht.

Wenn ein reicher Kaufmann, der zehn große Häuser, und in jedem Hause eine Menge der kostbarsten Waaren hat, dabey immer voller

Sorgen und Kummer ist, und ganze Nächte nicht schlafen kann; andrer Seits aber ein Schafhirt mit seinem dermaligen Stande, mit Lohn und Kost zufrieden ist, nichts von Sorge und Kummer weiß, und so ruhig, wie seine Heerde, schläft, so muß wieder Jedermann sagen: der Schafhirt ist glücklich, und der Kaufmann ist es nicht.

Vergnügt und zufrieden seyn, ist die höchste Glückseligkeit, welche der Mensch auf dieser Welt haben kann. Wer die Kunst versteht, die meiste Zeit seines Lebens zufrieden und vergnügt zu seyn, der hat den Schlüssel zum Himmel gefunden.

Es ist also der Mühe wohl werth, daß wir diese Kunst so gut, als möglich ist, erlernen; das heißt, wir müssen sehen, wie, auf was Weise wir die Zufriedenheit des Herzens erlangen können.

1. Daß so wenige Menschen glückselig und vergnügt leben, kömmt hauptsächlich daher, daß sie sich in ihren Wünschen und Begierden nicht mäßigen können. Die meisten Menschen haben in ihren Wünschen keinen Anfang und kein Ende, weder Ziel noch Maaß. Mit Wünschen und Begehren verstreicht den meisten Menschen die halbe Lebenszeit. Man wünscht ohne Unterlaß, bald Geld, bald Kinder, bald ein schönes Kleid, bald ein gutes Haus, bald Aecker, bald Vieh. Wer den Hauszins geben muß, der sagt: O hätte ich nur einen eignen Heerd

und ein eignes Haus! Wer einen eignen Heerd und ein eignes Haus hat, der sagt: Wäre ich nur schuldenfrey! Wer schuldenfrey ist, der sagt: Hätte ich nur einen Einbußpfenning! Wer den Einbußpfenning hat, der sagt: Hätte ich nur ein fürgehendes Geld! Wer ein fürgehendes Geld hat, der sagt: Könnte ich nur so und so viel Tausende auf sichern Zins anlegen! Und so geht es mit den Wünschen ohne Aufhören fort, und unser Leben hört eher auf, als unsere Wünsche.

Alles, was nicht unser ist, und was wir nicht haben, das schätzen wir gemeiniglich sehr hoch, und schätzen es bloß darum so sehr, weil wir es nicht haben, und weil die Sache nicht unser ist. Sobald die Sache unser ist, so hört in kurzer Zeit alle Schätzung auf, und wir möchten sogleich wieder etwas Anderes haben. Das sehen wir an Jenen, die z. B. gerne eine Taschenuhr haben möchten. Sie glauben, ein größeres Glück könnten sie auf der Welt nicht haben, als wenn sie einmal zum Besitze einer Uhr gelangten. Ist nun einmal der erwünschte Zeitpunkt herangerückt, daß sie wirklich mit einer Uhr beglückt werden, o! so ist die ersten drey Wochen ihre Freude unbeschreiblich; sie gucken des Tages wohl hundertmal nach der Uhr, ziehen sie immer wieder aus der Tasche, öffnen die Gehäuse, besehen das innere Gehwerk, machen sie wieder zu, und legen sie an das Ohr, ob sie wohl geht. Das dauert so einige Zeitlang fort. Aber, noch ehe ein halbes Jahr

ver=

vergeht, ist schon die Freude dahin, und sie möchten lieber wieder eine andere haben. So ist es mit allen Sachen. Die Menschen pflegen in die Länge nichts zu schätzen, und die Schätzung verliert sich, sobald der Besitz anfängt. Wenn Gott allen Menschen Dasjenige, was sie wünschen, auf der Stelle mittheilen würde, so würde unter Tausenden nicht Einer seyn, der nicht bald wieder etwas Anderes wünschte, und der Mensch würde sich nicht begnügen können, wenn ihm zuletzt alle Königreiche der Erde zu Diensten stünden. Wir wünschen und begehren ohne Unterlaß bald Dieß, bald Jenes; und wenn wir das Verlangte wirklich erlangt haben, so sind wir doch nicht zufrieden, sondern laufen mit offenem Munde unbekannten und neuen Dingen nach.

Man merke folgende lehrreiche Fabel von dem Hunde. Ein sehr gefräßiger Hund war schon lange bey seiner täglichen Kost unzufrieden, und wünschte nichts so sehr, als daß er doch einmal auch eine recht gute Mahlzeit haben könnte. Zu dem Ende lauerte er immer um die Fleischbank herum; allein er wurde bey jedem Versuche bald mit Steinen, bald mit Prügeln abgewiesen. Endlich aber gelang es ihm doch einmal, ein herrliches Stück Fleisch zu erhaschen. Er lief damit davon, und mußte durch ein fließendes Wasser schwimmen, um seine Beute in Ruhe verzehren zu können. Als er mitten im Bache war, sah er in dem Wasser das Fleisch,

welches er im Munde hatte, sich spiegeln. Er hielt es für ein anders Stück, und glaubte, es wäre noch viel größer, als das seine. Da wollte er dann das größere haschen, und schnappte stracks darnach. Allein, zu gleicher Zeit entfiel ihm auch das Stück, welches er im Maule hatte, und wie er den Kopf aus dem Wasser zog, sah er, daß er nicht nur jenes größere Stück nicht erhascht, sondern auch sein gehabtes eingebüßt habe.

Wer mit seinem gegenwärtigen Glücke unzufrieden ist, und stets nach einem eingebildeten größern strebet, der denke an diese Fabel vom Hunde. Was man wünscht, erlangt man nicht, und was man hat, geht gemeiniglich auch verloren. Glückselig ist Derjenige, der das, was er hat, benutzt, und Jenes, was er nicht haben kann, auch nicht verlangt.

2. Zum öftesten wünschen wir uns lauter solche Dinge, die wir gar nicht brauchen, oder solche, die uns gar nicht einmal anständig sind. Bisweilen sticht uns unsers Nachbars Haus, bisweilen sein Garten, bisweilen sein Vieh, bisweilen sein Kleid in die Augen. Alles das, was unser Nachbar hat, möchten wir auch haben. Da beneidet dann der Leerhäusler den Söldner, der Söldner den Bauer, der Bauer den Bürger, und der Bürger den Edelmann. Keiner will das seyn, was er ist, sondern Jeder möchte nur gern das seyn, was er nicht ist. Das ist gewiß ein großes Elend. Es ist

ge-

gerade so viel, als wenn der Fuß nicht mehr Fuß, sondern Aug; das Aug nicht mehr Aug, sondern Ohr; und das Ohr nicht mehr Ohr, sondern Hand seyn wollte. Eben so ist es, wenn der Bauer Pfarrer, der Soldat Handelsmann, und der Handwerksmann Richter zu seyn verlangt. Das heißt, wenn Jedermann etwas Anders seyn will, als er ist, und seyn sollte.

Ich werde es zwar in einem eigenen Hauptstück beweisen, wie gut es ist, wenn jeder Mensch sich befleißt, seinen Glücksstand immer vollkommener zu machen und höher zu treiben. Aber das muß nicht mit leeren Wünschen und Begierden geschehen; sondern man muß wacker Hand anlegen, muß sich Mühe darum geben, und die tauglichsten Mittel dazu anwenden. Mit Wünschen wird man eher alt, als reich.

Man kann es dem Bürger, Bauer und Handwerksmanne nicht genug einschärfen, daß Jeder aus ihnen bedacht seyn soll, sein Gewerbe immer einträglicher, und sein Einkommen größer und ergiebiger zu machen. Da gehört aber anhaltender Fleiß, vernünftiges Nachdenken, unverdroßne Arbeit, und manchmal auch saurer Schweiß dazu, wenn man es gehörig bewerkstelligen will. Mit bloßen Wünschen kömmt man nicht um einen Schritt weiter, sondern man bleibt immer nur auf dem alten Flecke sitzen, und der Zustand, in welchem man sich befindet, wird eher schlechter, als besser.

Wenn

Wenn ich ein baufälliges Haus habe, so hilft es mir nichts, wenn ich ganze Tage und Wochen darüber jammere, und weiß Gott, was Alles wünsche. Sondern ich muß auf Mittel denken, wie ich Holz, Steine, Schindeln und Kalk herbeyschaffen, die Maurer und Zimmerleute bezahlen, und auf diese Weise das Haus ausbessern kann; kann ich aber dieß Alles aus eignen Mitteln nicht ausrichten, so muß ich bedacht seyn, mir mit Bitten, Vorstellungen und Versprechen gute Freunde zu machen, die mir entweder mit Rath, oder mit Geld, oder mit Fuhren, oder mit Baumaterialien an die Hand gehen, und mir zu meinem Endzwecke helfen. So, und auf keine andere Art kömmt man mit der Sache weiter; aber mit leeren Wünschen geht nichts vor sich.

3. Das Schlimmste ist, daß wir immer nur Sachen wünschen, die wir gar nicht brauchen. Es ist uns unsre Wohnung, unsere Kost, unsre Kleidung selten gut genug. Wir möchten gern alle Tage etwas Besseres, oder wenigstens etwas Anderes haben.

Vor vier und fünf hundert Jahren hat man in Teutschland ganz anders gelebt, als jetzt. Da hat oft ein Fürst oder ein Graf weniger Geld gehabt, als jetzt mancher Bürger; und mancher Fürst hat damals nicht so gut gegessen und getrunken, wie heut zu Tage ein reicher Bauer. Wenn man die feinen Spitzen, die seidenen Bänder, die Goldborten, die schöne Leinwand,

wand, und die ausländischen Tücher betrachtet, die jetzt fast Jedermann trägt, so kann man sagen, daß vor Zeiten Königinnen und Fürstenpersonen nicht immer so gut gekleidet gewesen sind, wie heut zu Tage die nächste beste Bäurinn oder Bauernmagd.

Sehet, wir sind eigentlich jetzt lauter Fürsten, Grafen und Edelleute gegen unsere Alten, und doch sind wir nicht zufrieden.

In baierischen Marktflecken und kleinen Städten wurden vor sechzig Jahren nicht viel über zehn Pfund Kaffee des Jahrs verkauft. Jetzt reichen schon zehn Zentner nicht mehr hin. Damals mußte man schon reich seyn, wenn man zu Zeiten eine Schaale trank, und man beehrte nur ansehnliche Gäste damit. Aber heut zu Tage trinkt Alles Kaffee, sogar die Bettelleute.

Wie vor ohngefähr fünfzehn Jahren in Frankreich der Luftballon erfunden wurde, so fehlte weiter nichts, als daß man die Kunst nicht erfunden hat, das Luftschiff zu einem ordentlichen Fahrzeuge zu machen. Hätte man machen können, daß man den Luftballon eben so sicher leiten, und darin kutschiren könnte, wie in einem gemeinen Landwagen, so würden zuerst die großen Herren, hernach der Adel, und endlich auch jeder reiche Bürger sich so ein Luftfahrzeug beygeschaft haben. Da würde dann ein Jeder, der eins zu kaufen nicht vermocht hätte, sich für arm und unglücklich geschätzt haben, so wie jetzt viele Fußgänger denjenigen

be=

beneiden, den sie auf einem Pferde oder in dem Postwagen sitzen sehen.

Vor zweyhundert Jahren wußte man Nichts von Taback, Zucker und Kaffee: und man konnte ohne diese Dinge so gut und glückselig leben, wie man heut zu Tage ohne Luftschiffe vergnügt und glückselig leben kann. Gesetzt aber, man nähme einem starken Tabackraucher seine Pfeife, und einem angewöhnten Schnupfer seine Dose auf immer: so würden diese Leute ihres Jammers kein Ende wissen. Eben so arg würde es aussehen, wenn auf Einmal im ganzen Lande aller Zucker, Kaffee und Brandtwein verbothen und abgeschaft würde. Ein solcher Tag würde ein großer Unglückstag für viele tausend Menschen seyn; nicht darum, weil man ihnen dadurch die nöthigsten Lebensbedürfnisse entzogen hätte, sondern weil viele Tausende sind, die sich an diese wahrhaft unnöthigen Dinge so sehr gewöhnet haben, daß sie meynen, sie könnten ohne dieselben nicht einmal leben.

Die Unzufriedenheit der meisten Menschen rührt fast allemal nur daher, weil sie viele überflüßige und unnöthige Dinge nicht haben, die sie gerade jetzt gerne haben möchten. Wir sind oft wahrhaft unglücklich, aber bloß darum, weil wir meynen, wir seyen es. Wir wären gewiß niemals unglücklich, wenn wir es nur nicht meynten. Wir kümmern uns oft über eine Sache, die kaum einer Rede werth ist, und oft können wir ganze Nächte nicht schlafen, weil

uns

uns Etwas abgeht, wegen welchem viele tausend Menschen lustig und wohlauf seyn können, ob sie schon in Ewigkeit keine Hoffnung haben, dasselbe jemals zu erlangen.

Pyrrhus war ein berühmter König von Epirus in Griechenland, und hatte immer schwere Kriege zu führen. Er war nämlich ein starker Eroberer, und hatte an seinen Ländern nie genug. Darum dachte er Tag und Nacht, wie er seine Macht erweitern, und ein Königreich nach dem andern sich unterwürfig machen wollte. Eines Tages, da er tief in diesen Gedanken steckte, sagte er zu dem Weltweisen Cineas: Nun, mein lieber Cineas, will ich es so machen: Erstlich, will ich ganz Griechenland erobern; alsdann gehe ich auf Karthago los; hernach falle ich über Sizilien her; und ist einmal Sizilien mein, so muß ich auch Italien haben. — Da fragte Cineas den König: Und was thust du hernach, wenn du alle diese Länder hast? — Alsdann, antwortete Pyrrhus, alsdann setzen wir uns in Ruhe, und lassen uns recht wohl seyn. — Ey, widersetzte der Weltweise, warum erst alsdann? Das könntest du ja gleich jetzt thun.

Der Weltweise hatte vollkommen recht. Denn zu derselben Zeit hatte zwar der König alle die besagten Länder nicht gehabt; er hätte aber auch ohne alle diese Länder sich können in Ruhe setzen, und dabey recht wohl auf seyn. Allein, seine unersättliche Habsucht marterte und geisselte

selte ihn Tag und Nacht; diese ließ ihn nicht nur die gewünschte Ruhe niemals genießen, sondern brachte ihn auch frühzeitig um das Leben. Denn da er noch mit der Eroberung von Griechenland beschäftiget war, und eben in eine eroberte Stadt eindrang, warf ein Weib aus dem Fenster einen Ziegelstein auf ihn herab, und zerschmetterte ihm den Kopf.

Dieser unglückliche König ist das wahre Ebenbild vieler tausend unglücklichen Menschen, welche in der That recht glücklich seyn könnten, wenn sie nur nicht immer auf Dasjenige merkten, was ihnen mangelt, sondern mit Dem zufrieden wären, was sie wirklich haben.

Und nun, meine Lieben! wenn ihr eine wahre Zufriedenheit des Gemüthes, und mit der Zufriedenheit auch die wahre Glückseligkeit erlangen wollt, so beherziget, was im folgenden Abschnitt gesagt wird.

§. 4.

Der Mensch hat auf der Welt weit mehr Gutes, als Böses. Wer dieses erkennt, der ist in der That glückselig.

Eine Glückseligkeit, die mit gar nichts Bösem vermischt ist, giebt es nicht, hats nie gegeben, und wirds nicht geben, so lang die Welt steht. Eine solche Glückseligkeit wird wohl Keiner aus uns verlangen. Nur in jener Welt, nur

nur im Himmel ist die Glückseligkeit unvermischt. - Aber hier auf Erden müssen wir uns schon mit einem Glücksstande begnügen, der zwar zuweilen mit etwas Wermuth vermengt ist, dabey aber so überschwenglich viel Gutes mit sich führt, daß wir das wenige Böse leicht verschmerzen, und eben so leicht vergessen können, als wenn wir gar nichts davon empfunden hätten. Und wahrlich mit einem solchen Glücke ist gut vorlieb nehmen.

Wenn wir uns Mühe geben wollen, die guten und die schlimmen Tage unsers Lebens zusammen zu zählen, so müssen wir gegen Gott recht undankbar seyn, wenn wir nicht bekennen wollen, daß wir gegen einen einzigen schlimmen Tag wenigstens hundert gute gehabt haben.

Die ganze Natur überschwemmt uns, so zu sagen, mit Wohlthaten, und die allergrößten achten wir am wenigsten, weil wir sie alle Tage genießen. Die aufgehende und niedergehende Sonne; die gesunde Luft, welche wir einathmen; die Menge von Gewächsen und Früchten, welche uns erquicken; unsere Felder und Wiesen, welche uns Brod und dem Viehe Futter geben; das Alles achten wir wenig, weil es uns nichts Neues ist.

Was ist nicht die Gesundheit für eine himmlische Gabe! Wie gut ist es nicht, wenn man seine gesunden und brauchbaren Glieder hat; wenn man alle Tage seine Arbeit thun, und sich und Andern das tägliche Brod gewinnen kann!

Was

Was ist es nicht für eine Wohllust, wenn man nach einer mühsamen Arbeit die Speisen mit Lust und Freude verzehrt; den Durst mit erquickendem Getränke löscht, und am Ende des Tages die sanfteste Ruhe genießt!

Es giebt Menschen, die achtzig und noch mehrere Jahre alt geworden, und in ihrem ganzen Leben nicht eine Stunde krank gewesen sind. Gesetzt, diese Menschen hätten in ihrem ganzen Leben mit dem Bettelsacke herumgehen, und ihr Brod vor fremden Thüren suchen müssen, so hätten sie doch gestehen müssen, daß Gott ihnen tausendmal mehr Gutes, als Böses geschickt habe.

Wir haben tausenderley Ergötzungen, womit wir uns in müßigen Stunden erholen und lustig machen können. Mitten im kältesten Winter schützt uns eine warme Stube vor dem Froste, und in der traurigsten Jahrszeit können wir uns zuweilen bey Lustbarkeit und Scherz mit unseren Freunden ergötzen. Noch weit mehrere Freuden bietet uns der angenehme Frühling, der warme Sommer, der fruchtbare Herbst an.

Jedes Thier hat sein gewisses und eigenes Nahrungsmittel, und wenn dieses fehlt, so muß das Thier gemeiniglich sterben. Wir Menschen hingegen haben nichts Gewisses, sondern uns taugt Alles zur Nahrung, was in den Lüften, auf der Erde, und im Wasser schwebt. Uns Menschen bietet die Natur unzählbare Gattungen der Speisen und Getränke dar, und auch

der ärmste Mensch genießt das ganze Jahr hindurch nicht immer einerley Speise, sondern kann sich auf die verschiedenste Art bald mit Diesem bald mit Jenem sättigen.

Wir haben zwar manchmal ein Unglück auszustehen; aber gemeiniglich dauert es nicht lang, und wird bald wieder mit einem Glück ersetzt. Sollte es aber auch sehr lange dauern, so müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß wir auch in den trübesten Jammertagen viele vergnügte Zwischenstunden haben. Das größte Unglück ist für den Menschen allezeit die beste Lehre, wie er sich in Zukunft zu verhalten habe, und gemeiniglich ist es für ihn der Grund zu einer neuen Art von Glückseligkeit. — Ist das Unglück einmal vorbey und überstanden, so macht uns hernach schon die bloße Erinnerung vieles Vergnügen: denn wir wissen, daß Jeder seine erlittenen Unglücksfälle eben so gern erzählt, wie seine genossenen Ergötzlichkeiten.

Unser Leben hat zwar große Beschwerden und Mühseligkeiten; aber wo ist der Mensch, der keine hat?

Wir haben zwar nicht die Mahlzeit eines Königs; aber wir haben uns doch, Gottlob! noch allemal satt gegessen. Ist denn das nichts?

Wir kleiden uns zwar nicht in Gold und Seide; aber doch sind wir vor Kälte und Regen hinlänglich bedeckt. Was verlangen wir noch mehr?

Wir

Wir haben vielleicht einen oder den andern Feind, der uns Verdruß macht; dafür aber haben wir hundert gute Freunde, die uns wohlwollen, und die uns mit Trost und Hülfe erquicken.

Wir müssen zwar viel harte Arbeit thun; allein, wie süß und leicht wird jede Mühe, wenn wir bedenken, daß eben die Arbeit es ist, welche uns Nahrung, Gesundheit, gute Kräfte, frohen Muth und manche Ergötzlichkeiten verschafft! Jede gute That macht uns Vergnügen, so oft wir daran denken, wenn sie vollbracht ist.

Viele tausend frohe Stunden haben wir genossen unter guten Freunden in Heimgärten, in vertraulichen Gesprächen und in fröhlichen Unterhaltungen! Wie oft haben wir uns einander mit Rath und Hülfe erfreuen können! Wie oft haben wir von Andern Wohlthaten empfangen, und Wohlthaten den Andern ertheilt.

Wie viele tausend Freuden machen gute Kinder ihren Eltern, gute Freunde ihren Freunden, gute Dienstbothen ihren Herrschaften, und gute Herrschaften ihren Dienstbothen. Wer sie zählen kann, der kann auch die Sterne des Himmels zählen.

Alles, was in der Luft fliegt, auf der Erde geht, unter unseren Füssen sich windet, und im Wasser schwebt, Alles giebt Zeichen der Freude und des Wohlseyns von sich. Nur der Mensch allein klagt immerdar, als wenn er zu wenig Freuden hätte. In der That, es ist nicht genug

nug und nichts hinreichend für solche Menschen, die mit nichts zufrieden sind, und nie auf das Gute merken, das Gott ihnen schickt, sondern nur immer auf das Böse sehen, das ihnen in diesem Leben zuweilen aufstößt. Das Böse ist von dem Guten unzertrennlich, und wird unzertrennlich bleiben, so lang es Menschen geben wird. Aber, wenn wir gute und dankbare Menschen seyn wollen, so müssen wir unserm Gott die Ehre geben, und bekennen, daß wir tausendmal mehr Gutes, als Böses, von seiner Hand empfangen.

Wenn es nun eine offenbare und sonnenklare Wahrheit ist, daß unser Leben unzählig mehr Gutes, als Böses, hat; daß wir unendlich mehr Freuden als Leiden empfinden; und daß die wenigen Mühseligkeiten des Lebens in keinen Vergleich kommen mit den Wohlthaten, welche wir von Gott, von unsern Mitmenschen, und von der ganzen Natur genießen: warum sollten wir nicht bey allen Geschäften, bey allen Anstrengungen, und bey allen Mühseligkeiten einen muntern Geist, ein fröhliches Herz und einen guten Muth haben? Was hindert uns noch, mit unserm Zustande vergnügt und zufrieden zu seyn? Sind wir aber einmal vergnügt und zufrieden, — ey was fehlt uns noch von der Glückseligkeit? — Vielleicht Geld und Reichthümer? — Nun wir haben oben gesehen, daß alle Schätze der Welt, und alle Königreiche der Erde nicht vermögend sind, den Menschen glücklich zu machen,

Zweytes Hauptstück.

Von der Vortrefflichkeit des Bürger- und Bauernstandes.

Der Stand, um den wir Andere beneiden,
Ist oft ein Quell von unerkannten Leiden,
Und giengen wir den Tausch mit ihnen ein,
Gewiß, wir würden's oft bereu'n.

Wenn es auf der Welt so viele tausend Menschen giebt, die mit ihrem Stande nicht zufrieden sind, so kömmt es hauptsächlich daher, weil sie ihren Stand nicht kennen, und denselben nicht genug zu schätzen wissen. Niemand beklagt sich öfter über seinen Stand, als der Bauer und der gemeine Bürger. Nun sind aber eben diese zwey Stände, nämlich der Bauernstand und der Bürgerstand, die allerwichtigsten und vortrefflichsten Stände im Lande.

Alle anderen Stände gewinnen zwar auch Brod; aber sie gewinnen es nur für sich selbst. Hingegen diese zwey Stände bringen Brod fürs ganze Land, und bringen Alles hervor, was man zum Unterhalte des Lebens, zu Speise, Trank und Kleidung nöthig hat. Ein Land ohne Korn, ohne Obst, ohne Vieh wäre nur eine armselige Wüste. Vom Korn und Vieh

kömmt

kömmt der innere Reichthum des ganzen Landes her; und Korn, Vieh und Obst kömmt vom Bauernstande. Sehet also, wie wichtig der Bauernstand ist!

Allein, dem Bauer würde sein ganzer Fleiß nicht viel nützen, wenn es nicht Handwerksleute gäbe, die ihm die Werkzeuge verfertigten, welche er zum Feldbaue nöthig hat. Der Bauer braucht sehr viele Handwerksleute, ohne die er um viel schlechter leben und härter arbeiten würde. Er braucht den Schmid, Wagner, Sattler, Müller, Schuster, Schneider, Weber, Zimmermann, die er gar nicht entbehren kann, und noch viele Andere, die ihm zwar nicht so nöthig, aber doch zu einem bequemern Leben höchst verhülflich sind. Es wird dem Bauer wenig nützen, wenn er alle Jahre tausend Schäffel Korn einbringt, wenn Niemand ist, der ihm das Getreid abkauft. Der Bierbräuer kauft von ihm die Gerste, der Fuhrmann den Haber, der Bäcker das übrige Korn, der Metzger das Vieh, und der Handelsmann endlich verhandelt alles Dasjenige ausser Landes, was wir im Lande zuviel haben, und schafft uns dagegen aus fremden Ländern herbey, was in unserm Lande fehlet. Diese zwey Stände sind es also, die Brod, Reichthum und Ueberfluß ins Land bringen, und das Geld in Umlauf setzen.

Nicht genug. Diesen beyden Ständen hat das ganze Land seine Macht zu verdanken. Wenn das Land auch noch so fruchtbar und

noch so reich wäre, so würde das Alles nichts helfen. Denn da würden bald benachbarte Völker kommen, würden uns auf einmal Alles rauben und plündern, und uns selbst zum Lande hinausjagen, wenn wir nicht eine gut abgerichtete Mannschaft auf den Beinen hätten. Diese aber besteht aus lauter gesunden und wackern Bürgers- und Bauerssöhnen. Diese streiten fürs Vaterland, und vertheidigen die allgemeine Sicherheit.

Was aber dem Bauern- und Bürgerstande zur höchsten Ehre gereicht, ist, daß man von ihnen sagen muß: Diese zwey Stände machen eigentlich die Nation aus, und wegen ihnen sind alle übrigen Stände da. In einem Lande, wo es keinen Bürger und Bauern giebt, sind alle andere Stände vergeblich. Wegen Bürger und Bauern ist der Fürst auf dem Throne; wegen ihnen hält der Fürst Soldaten, Minister und Räthe; wegen ihnen sind Richter und Obrigkeiten, Geistliche und Schullehrer. — Sehet, liebe Landleute und Bürger! so wichtig und vortrefflich ist euer Stand.

Aber darum, daß alle andere Stände bloß wegen dem Bürger- und Bauernstand vorhanden sind, darum müsset ihr euch nicht einbilden, als wenn ihr mehr wäret, als Richter und Obrigkeiten, oder als wenn ihr höhern Ständen nicht unterthänig seyn und gehorchen müßtet. Ihr machet zwar den unentbehrlichsten und wichtigsten Stand im Lande aus; aber eben

die-

diejenigen Stände, welche wegen euch und um euretwillen da sind, diese gehen euch an Ehre, Ansehen und Gewalt weit vor. Da müsset ihr euch nicht darüber aufhalten. Es ist dieses eine nothwendige Einrichtung. Denn bedenket nur einmal recht ernstlich, ob unter der unzählbaren Menge Bürger und Bauern Ruhe und Ordnung seyn könnte, wenn keine Gesetzgeber, keine Richter und Obrigkeiten wären? Ohne Obrigkeiten würdet ihr keinen Tag eures Guts und eures Lebens sicher seyn. Wenn der gemeine Mann Niemanden zu fürchten und zu respektiren hätte, und Jedermann thun dürfte, was er wollte, so würde das ein trauriges und recht elendes Leben werden. Es muß also nothwendig im Lande Leute geben, die eine gewisse Macht und Ansehen haben, und die an Gewalt und Rang die Andern übertreffen: denn sonst würde der gemeine Mann alle Tage die entsetzlichsten Unordnungen und Zerrüttungen anrichten.

Zudem müssen diejenigen Personen, welche das Land regieren, in demselben Ordnung erhalten, Prozesse schlichten, und dem Volke Lehre und Unterricht geben, lauter solche Leute seyn, welche die mehreste Zeit ihres Lebens mit grossem Fleiße darauf studiren müssen, daß sie ihrem Amte gebührend vorstehen können; und dieß müssen Leute seyn, die weit mehr Verstand, Wissenschaft und Einsicht haben, als gemeine Leute. Eben darum ist es höchst billig und nothwendig, daß der gemeine Mann denjenigen

Per=

Personen, welche weiser und einsichtsvoller sind, als er, den Vorrang gestatte, und ihnen Ehrfurcht bezeuge, weil ja ohnehin alle obrigkeitliche Aemter bloß zum allgemeinen Besten und für die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit eingesetzt sind.

Es ist daher sehr unvernünftig und abgeschmackt, wenn gemeine Leute sich über obrigkeitliche Personen erheben wollen, und darüber klagen, daß der Bauer und Bürger ohne Unterlaß hart arbeiten muß, die Obrigkeiten hingegen nichts thun, als daß sie von dem Schweiße des gemeinen Mannes leben und sich gute Tage machen. Das ist eine höchst unverständige Klage. Es zeigt einen großen Unverstand an, wenn man seine Arbeit gar so hoch anschlägt, und die Arbeit der andern Stände für nichts hält. Jeder Stand hat seine Arbeit, und keine Arbeit geschieht ohne Anstrengung und ohne Mühe. Einige Menschen arbeiten mit der Feder, und andere mit der Holzaxt. Itzt soll mir aber Einer sagen, was für eine Arbeit härter ist, die mit der Feder oder die mit der Holzaxt. Das wird man wol schwerlich entscheiden können. Doch so viel ist gewiß: wenn der Schreiber die Holzaxt, und der Holzhacker die Feder in die Hand nimmt, so geschieht Beyden bluthart. Es kommt allemal nur auf den Menschen an, der die Arbeit thut. Keine Arbeit ist schwer, als nur diejenige, wozu man keine Lust und keine Kraft hat. Wenn der Bauer einen schriftlichen Aufsatz machen, und der Richter einen ganzen

Tag dreschen müßte, so würde es Beyden bittersauer werden. Warum? Weil Keiner von Beyden bey seiner Arbeit und am rechten Platze ist. Aber Arbeit haben alle Menschen in der Welt; Jeder hat sein eigenes Geschäft, und keinem Menschen, er sey auch, wer er wolle, ist erlaubt, müßig zu seyn.

Es giebt zwar in allen Ständen träge Menschen, welche die kostbare Zeit, ihre geraden Glieder und ihren Verstand misbrauchen; allein, eben diesen Menschen ist bey ihrem Müßiggange niemals recht wohl ums Herz: sie haben schwere Verantwortung vor Gott, und sind von aller Welt verachtet. Es giebt aber auch in allen Ständen recht fleißige, arbeitsame Menschen, die ihren Geschäften allzeit genau nachgehen, die von Jedermann geschätzt und in Ehren gehalten werden. Der geistliche, der obrigkeitliche, und sogar auch der Fürstenstand ist nicht ohne Arbeit und Mühe. In diesen und in allen andern Ständen giebt es eben so gut Arbeit, wie im Bürger= und Bauernstande. Der ganze Unterschied ist, daß die Kopfarbeit stiller ist, und ruhiger geht, und kein solches Geräusch macht, wie die Arbeit des Bauers und des Handwerkers. Im Uebrigen ist eine Arbeit so schwer und mühsam, wie die andere.

Unterdessen beneidet doch immer der gemeine Mann die Obrigkeiten um ihren Stand. Schon vor mehr als zwey tausend Jahren hat das Volk zu Rom gegen die Rathsherren und Volks=

re=

regenten die Klage geführt, daß die gemeinen Bürger Tag und Nacht arbeiten müßten, der Rath aber die meiste Zeit müßig wäre, und sich von den öffentlichen Einkünften ernährte. Es war schon auf einen allgemeinen Aufruhr angesehen, und der Pöbel stund mit Prügeln und Aexten bewaffnet da, um die Rathsherren entweder zu verjagen, oder gar zu tödten.

Aber auf einmal erhob sich ein gescheider und angesehener Mann, Agrippa mit Namen, und redete das empörte Volk mit folgenden Worten an: Ihr Männer von Rom! bedenket was ihr vorhabet, und höret zuvor, was ich euch erzählen will.

„Einsmals beklagten sich die Glieder des menschlichen Leibes über den Magen, daß er unter allen Gliedern allein nichts arbeite, sondern mitten im Leibe ruhig und warm liegen bleibe, und weiter nichts thue, als daß er die Speisen verzehre, welche ihm die andern Glieder mit so vieler Mühe zuführen müßten. Da verabredeten sich dann alle Glieder miteinander, und schwuren, sie wollten dem Magen, diesem faulen Sacke, gar nichts mehr zu essen geben. Die Füsse rührten sich nicht mehr; die Hände trugen keine Speise zum Munde, und der Mund kauete nichts. Da stund es dann sehr übel mit dem Magen, und er befand sich nach zwey Tagen sehr geschwächt. Aber was geschah? Die Strafe, welche die Glieder dem Magen anthaten, traf sie alle auch. Denn wie der Magen

gen nichts mehr zu essen hatte, so wurden auch alle die andern Glieder so matt und kraftlos, daß sie anfiengen abzusterben. Itzt sahen sie erst ihren Fehler ein, und sie erkannten nun, daß der Magen eben so gut seine Verrichtung habe, wie alle übrige Glieder, und daß er die Speisen, welche man ihm giebt, nur darum verkocht, damit er die Lebensſäfte in alle Adern und in alle Glieder des Leibes vertheilen könne. — Sehet, Männer! der Magistrat ist der Magen, welcher zwar ganz still und unvermerkt, aber doch zum Nutzen des ganzen Leibes arbeitet. Die übrigen Glieder seyd ihr. Wo nicht alle Glieder zusammen helfen, da bereiten sie sich selbst Tod und Verderben zu."

Dieses ungekünstelte und sehr natürliche Gleichniß gieng dem gesammten römischen Volke ein, es erkannte den Fehler, und die vollkommene Ruhe ward auf Einmal wieder hergestellt.

Dieses Gleichniß sollten sich diejenigen wohl merken, welche gewohnt sind, bey jeder Gelegenheit über ihre Obrigkeiten zu schmählen, und ihnen vorzuwerfen, daß sie bey Müßiggang und Ruhe die besten Tage haben. Das zeigt grossen Unverstand an. Alle, gar alle Stände arbeiten, jeder hat sein eigenes Geschäft, und keiner darf müßig seyn. Gleichwie in einer Uhr alle Räder ihre bestimmte Arbeit haben und sich umdrehen müssen, nur mit dem Unterschiede, daß einige geschwinder, die andern aber langsamer sich bewegen: so ist es auch in der Welt

unter den Menschen und unter ihren Ständen; Jeder hat seine angewiesene Beschäftigung; der arbeitet still, der Andere laut; Jener mit dem Kopfe, und ein Anderer mit den Händen; dieser mit der Feder, und jener mit dem Hobel; der Eine viel, und der Andere wenig, und so durch alle Stände fort. Gleichwie es nun der größte Unsinn wäre, wenn der Minutenzeiger sich gegen den Stundenzeiger beklagen wollte, daß er zwölfmal um das Uhrblatt herumlaufen müsse, bis jener nur einmal herumgeht: eben so unsinnig ist es auch, wenn der Bauer sich gegen andere Stände beklagt, daß er in einer Stunde oft mehr arbeiten muß, als ein Anderer den ganzen Tag.

Jeder soll also nicht nur mit seinem Stande zufrieden seyn, sondern denselben auch hochschätzen. Denn aus Jenem, was bisher gesagt worden ist, erhellet ganz klar, daß eben der Bauern- und Bürgerstand die zwey wichtigsten und unentbehrlichsten Stände sind.

Der Handwerksmann und der Bauer muß sich nicht einbilden, als wenn er von der ganzen Welt verachtet wäre. Keineswegs! Sogar große Könige und Fürsten haben jenen Handwerksleuten, so in ihrer Handthierung eine besondere Geschicklichkeit zeigen, ihre Hochachtung geschenket. Der berühmte Kaiser in Rußland, Peter der Große, reisete viele Jahre lang England, Teutschland und Frankreich durch, und wo er einen geschickten Handwerksmann antraf,

über-

überhäufte er denselben mit recht königlichen Geschenken, und führte ihn mit sich nach Rußland. Zu Saardam, einem Marktflecken in Holland, hat er unbekannt sich viele Jahre aufgehalten, und bey einem Schiffbaumeister das Zimmerhandwerk solang gelernet, bis er zum Meister geworden ist. Man hat ihn auch nie anders als den Meister Peter geheissen, und diese Benennung war ihm lieber, als der Titel: Kaiserliche Majestät.

1. Eine nicht geringere Hochachtung von großen Herren hat auch der Bauernstand erhalten. Kaiser Joseph, der Zweyte, beschenkte im Jahre 1787 einen Bauern in Gallizien mit einer goldenen Denkmünze, die an einem rothseidenen Bande angehängt war. Der Kaiser selbst in höchster Person hieng ihm dieselbe um den Hals, und befahl ihm, dieses Ehrenzeichen allzeit auf der Brust zu tragen, so wie Fürsten und andere große Herren ihre Ordenszeichen tragen. Diese Ehre ist dem Bauersmann widerfahren, weil er sechs hundert Obstbäume gepflanzet, durch solche Anpflanzung das Land verschönert, und auf diese rühmliche Weise für die Nachkommenschaft gesorget hat.

2. Georg Petersen, ein Bauer in Fünnen, machte sich durch seinen ungewöhnlichen Fleiß bekannt. Er that auf seinem Gute, welches er in einem verdorbenen und elenden Zustande bekommen hatte, fast Wunder: denn in

kur=

kurzer Zeit stellte er Alles neu her. Anstatt der armseligen Hütte bauete er ein gemauertes Haus auf; die Gärten wurden mit gepelzten Obstbäumen gezieret; um die Ländereyen lebendige Zäune geführt; die Wiesen und Sümpfe gereiniget, und mit breiten Gräben durchschnitten. Der fleißige Mann legte auch eine Ziegelbrennerey an. Um dieser Verdienste willen schenkte ihm der König von Dänemark eine goldene, die landwirthschaftliche Gesellschaft aber eine silberne Denkmünze.

3. Ein anderer fünnischer Bauer, der sich gleichfalls durch kluge und fleißige Verbesserung seines Gutes, welches er in einem schlechten Zustande gekauft hatte, hervorthat, erhielt von der dänischen landwirthschaftlicheu Gesellschaft eine silberne Schaumünze, und wurde zugleich von dem Könige mit einer goldenen beschenkt.

4. Folgendes Beyspiel ist sonderbar. Der Markgraf von Baaden ließ einem Bauern von Lingelsheim, welcher einen moosigen Boden zum fruchtbaren Land gemacht hatte, eine Ehrensäule setzen. Dieß ist eine Ehre, die sonst nur großen Potentaten und Herren angethan wird. Aber der Markgraf war in diesem Stücke gesinnt, wie jener König, welcher zu sagen pflegte: Der Bauer, welcher da macht, daß an einem Orte zwey Grashalme wachsen, wo sonst nur einer gewachsen ist, der ist mir lieber als der erste Hofherr.

Es

Es beklagen sich viele Bauersleute gewöhnlich, daß sie von den Richtern und Beamten verachtet und schändlich gehudelt werden: und diese Klage ist, leider! zum öftern gegründet. Aber es ist gewiß, daß die Landesfürsten die geringste Mißhandlung, welche man den Bauern anthut, aufs empfindlichste nehmen, und dieselbe auch scharf bestrafen.

Als Kaiser Joseph 1784 in Böhmen war, sah er vor dem Hause eines Beamten eine Menge Bauern stehen, die alle über den Beamten murreten. Der Kaiser, welcher in seiner Soldatenuniform dort Jedermann unbekannt war, fragte die Bauern um die Ursache ihres Murrens. Da sagten sie: Der Beamte thut mit uns, was er will; wir warten schon lange, und müssen heute noch einen Rückweg von acht Stunden machen; wir könnten schon lange abgefertiget seyn. Dieses bekräftigte auch der Amtsschreiber, welcher dabey stund, und setzte noch hinzu, daß die Ursache des Verzuges keine andere sey, als weil der Beamte eben eine ansehnliche Gesellschaft bey sich hätte. — Da ließ dann der Kaiser durch den Amtsschreiber sich bey dem Beamten anmelden. Als der Kaiser in das Zimmer trat, wurde er von dem Beamten befragt, wer er sey? Der Kaiser antwortete, er wäre Lieutenant in kaiserlichen Diensten, und ersuche den Herrn Beamten, die Bauern da unten abzufertigen, welche schon so lange warteten, und so weit nach Hause hätten.

Al=

Allein, der Beamte wollte sich in seiner Unterhaltung nicht irre machen lassen, und gab nichts Anders zur Antwort, als dieses: Die Bauern können schon warten. Aber, widersetzte der Kaiser, man muß doch menschlich seyn, und die Leute ohne Noth nicht plagen. — Herr Lieutenant! antwortete hierauf der Beamte, seyn sie deßwegen ohne Sorgen, ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe. Auf einmal gab der Kaiser sich zu erkennen, wendete sich zum Amtsschreiber, und sagte ihm: Lieber Freund! fertige Er die Leute ab. Er ist nun Beamter. Hernach sprach er zum Beamten: Und ich bin sein Herr, der ihn von seinem Amte absetzt. Mit diesen Worten entfernete sich der Kaiser, und ließ den Beamten mit seiner Gesellschaft in der größten Bestürzung zurück. — So empfindlich strafte Joseph, der erhabene Bauernfreund, die Verachtung und die Unbild, welche den Bauern angethan wurde. Er war ein sehr gerechter Fürst, bey welchem das Ansehen der Person nichts galt, und der den Geringsten seiner Unterthanen so, wie den Größten, zu schätzen und zu schützen wußte.

Drittes Hauptstück.

Von dem edlen Stolze, welchen jeder Bürger und Bauer haben soll.

Was wahre Ehre bringt ist dieses: seine Pflichten
Getreu, beständig, gern, weil man sie kennt, verrichten.

Da sowohl der Bauern- als Bürgerstand selbst von hohen Häuptern geschätzt und geehret wird, so sollte wohl Niemand über seinen Beruf klagen, oder darüber unzufrieden seyn, sondern vielmehr sollte Jedermann auf seinen Stand billig stolz seyn.

Stolz seyn ist nicht allzeit Sünde. Es kömmt nur darauf an, auf was man stolz ist. Ist man bloß auf schlechte Dinge und auf Kleinigkeiten stolz, so nennt man es einen dummen, unvernünftigen Stolz. Ist man aber stolz auf wirklich schöne Handlungen, auf gute Aufführung und auf ein gutes Gewissen, so ist das ein rühmlicher und ein edler Stolz, der jedem Menschen wohl ansteht.

Es wäre zu wünschen, daß nicht nur Bauern und Handwerksleute, sondern überhaupt alle Menschen in der Welt diesen Stolz hätten.

Wer

Wer auf sich selbst nichts hält, auf den halten auch Andere nichts, und wer sich selbst verachtet, der ist und bleibt auch bey Anderen verachtet. Wer keinen edlen Stolz hat, der wird nie etwas Großes und Ruhmwürdiges verrichten, er wird oft seine Rechte vergeben, und seine Sachen nie weit bringen, sondern wird nagen bis an sein Ende.

Ganz anders ist es bey dem Manne, der seine Würde und sich selbst kennt. Dieser weiß, daß der niedrigste Stand eben so gut, wie der höchste, geschätzt wird, wenn man seine Pflicht und Schuldigkeit thut. Er getraut sich, nicht grob oder trotzig, sondern mit dem innerlichen Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit, Jedermann getrost unter die Augen zu treten. Er giebt Jedermann seinen gehörigen Respekt und seine gebührende Ehre; versagt auch den höhern Ständen den schuldigen Gehorsam nicht; aber er behauptet seine Würde, sobald man ihn seines niedern Standes wegen verachten, oder ungerechter Weise drücken will. — Ich kenne einen Bauer, der einsmals vor Gericht gerufen wurde, und eine Geldstrafe bezahlen sollte. Er wollte zwar sich verantworten, weil er sich unschuldig wußte; aber so oft er den Mund aufthat, rief ihm der Richter zu: Bauer, halt dein Maul! Da sprach der Bauer zum Richter, in einem ernstlichen, aber gar nicht groben Tone: Wenn ich durchaus nicht reden darf, so bin ich hier umsonst, und ich habe da weiter nichts zu

thun,

thun, als daß ich wieder nach Hause kehre. Dem Richter war diese Rede unerwartet; er hörte den Bauer an, und entließ ihn ohne Strafe.

Der Mensch, welcher wahre Ehre liebt und edlen Stolz hat, zeigt sich gegen Niemand grob: denn Grobheit, Trotz und Ungestümm verderben die beste Sache. Auch macht er von seinem Verstande, von seiner Kunst, von seinem Gewerbe und von seinem Glücksstande nicht viel Worte und Großsprechereyen. Der Mensch muß sich niemals selbst loben, sondern das Werk lobt den Meister. Ein guter Handwerksmann sucht hauptsächlich darinn seine Ehre, daß er sich allzeit gut und löblich aufführt, daß er dauerhafte Arbeit macht, und gute Waaren liefert,

fert, daß die Käufer mit ihm vorzüglich zufrieden sind, daß seine Kundleute ordentlich bedient werden, daß er pünktlich Wort hält, daß Jedermann von ihm das Seinige bekömmt, und seine Gläubiger allzeit zu rechter Zeit befriediget werden. Das macht dem Handwerksmanne Ehre, und darauf darf er stolz seyn. Das ist ein edler Stolz.

Aber da giebt es oft Handwerksleute, die auf eine ganz andere Art stolz sind: sie wollen immer angesehener und geehrter seyn, als Andere; wollen überall allein das Wort führen, überall allein das Recht haben, und überall allein den Ausspruch thun. Solche Menschen sind unausstehlich, und ziehen sich durch ihren groben Stolz von allen Seiten Verdrüßlichkeiten zu. — Eben so unausstehlich ist es, wenn Handwerksleute auf ihren Reichthum stolz sind. Mancher Handwerksmann bildet sich, weiß Gott was, ein, bloß darum, weil er weiß, daß er Geld hat, und besser in der Wolle sitzt, als ein Anderer. Ein solcher stolzer Narr sieht alsdann alle Menschen, die ärmer sind, als er, über die Schultern an, giebt den Leuten wenig gute Worte um einen Kreuzer, und wenn man zu ihm um Waaren kömmt, so sagt er mit wenigen Worten: „Hier ist die Waare, und wenn du sie nicht willst, so laß sie mir nur liegen; ich kann sie selbst haben.“ — Das sind wahre Grobiane, und man thut ganz recht, wenn man dergleichen Stolzirer sitzen und verderben läßt.

Am abgeschmacktesten ists, wenn Handwerksleute auf ihre gemachte Wanderschaften stolz sind. Man kennt einige, die fast das halbe Europa ausgelaufen, und doch dabey dumme Köpfe, oder nichtswürdige Tagdiebe sind. Bey solchen ist es nur um das liebe Brod schade, welches sie in fremden Ländern umsonst gegessen haben. Nichts ist langweiliger, als wenn man bisweilen ein paar Handwerkspursche über ihre weitschichtigen Reisen miteinander streiten hört, wobey Jeder die Stadt, darinn er gearbeitet hat, vornehmer machen will, als des Andern seine. Da erheben sich unter ihnen oft die langwierigsten Dispute über die Stephansglocke zu Wien, über den Münsterthurm zu Straßburg, über das Prokopiusloch zu Prag, über das goldene Dächlein zu Innsbruck, und über andere dergleichen Narreteyen mehr. Ein gesetzter Handwerksmann sucht seine Ehre in ganz andern Sachen, als in solchen Kleinigkeiten, und er weiß gar wohl, daß nicht seine Wanderschaft, sondern nur das erlernte Gute ihm Werth und Ehre giebt.

Auf gleiche Weise muß auch der Bauer einen edlen und rühmlichen Stolz haben. Der Bauer soll sich nicht schämen, daß er kein so schönes Haus hat, wie der Bürger und der Kaufmann; aber schämen soll er sich, wenn durch seine Schuld in seinem Hause Alles dem Untergange und Verderben gleich sieht. Er soll sich nicht schämen, wenn er eben nicht die besten

Aecker hat; aber schämen soll er sich, wenn man auf einen oder den andern Acker hindeuten kann, der um viel besser gebaut oder gedüngt seyn könnte, als er wirklich ist. Er soll sich nicht schämen, wenn er nicht viel Aenger und Grundstücke besitzt; aber schämen soll er sich, wenn er eine Hand breit von seinem Boden öde und unbenützt liegen läßt. Er soll sich nicht schämen, wenn sein Vieh und seine Pferde nicht so schön sind, wie auf fürstlichen oder herrschaftlichen Höfen; aber schämen soll er sich, wenn sein Vieh kaum das Aufstehen und Gehen vermag, oder wenn er seine Pferde zu Schanden mähnet, und fast alle Jahre der ordentliche Lieferant des Schinders ist; schämen soll er sich, wenn an seinen Wägen und an seinem ganzen Fuhrwerke Alles zerlumpt, zerrissen, geknüpft und geflickt ist. — Der Bauersmann soll seine größte Ehre darinn suchen, daß in seinem Hause Alles ordentlich, nett und reinlich ist; daß er die Dienstbothen am besten und längsten erhalten kann; daß er mit allen Nachbarn im Frieden lebt; daß an Schiff und Geschirr nicht das Geringste mangelt; daß Pferde und Vieh bey ihm den besten Wohlstand genießen; und endlich, daß seine Aecker, Aenger und Wiesen aufs beste hergestellt sind.

Solche Dinge machen dem Bauer Ehre, und auf solche darf und soll er stolz seyn. Das ist ein edler Stolz, der nie Sünde ist.

Viertes Hauptstück.

Wie nothwendig es sey, daß Jedermann, auch der gemeine Mann, trachten soll, immer verständiger zu werden, je älter man wird.

Bist du verständig und geschickt,
So wirst du sehen, wie dir's glückt;
So kannst du auch die schwersten Sachen
Mit wenig Müh und Arbeit machen!

Je älter man wird, desto mehr muß man trachten, von Zeit zu Zeit verständiger zu werden, nämlich ein Jeder in seiner Sache. Das heißt, was ihn und sein Hauswesen, oder seine Handthierung anbetrifft.

Es giebt in der ganzen Welt keinen Stand, keinen Beruf, keine Handthierung, wo man auslernen kann. Ueberall giebt es etwas Weiters zu lernen. Es ist kein Mensch in der Welt, der Alles vollkommen versteht; er müßte nur schon von Mutterleib aus gescheid gewesen seyn. Man lernt niemals aus. Für jeden Menschen, der seinen Verstand brauchen will, giebt es immer etwas Weiteres zu lernen, und zu ver-

verbessern. Unter so vielen Millionen Menschen, die wirklich auf der Welt leben, sind nicht zwey, die einander an Gaben und Talenten vollkommen gleich sind; sondern der hat dieses Talent, und jener ein anderes. Es ist auch kein Mensch so schlecht und so gering, daß man von ihm gar nichts sollte lernen können. Das sieht man augenscheinlich an allen Professionisten und Handwerksleuten. Unter fünf Schuhmachern arbeitet nicht einer wie der andere; sondern einer hat eine besondere Geschicklichkeit im Nähen; der andere im Schnitte; der dritte im Lederkaufe; der vierte in der Nettigkeit; der fünfte in einer geschwinden und zugleich guten Arbeit. Ein Jeder hat etwas Besonderes, und ein Jeder kennt seine Arbeit von der Arbeit eines Andern so gut, wie die Schreiber ihre Schriften aus Tausenden heraus kennen. Folglich kann ein Jeder von dem Andern etwas lernen.

Wie bey den Professionisten, so ist es auch im Bauernstande. Ein Bauer hat dieß, ein Anderer etwas Anderes besonders. Einer hat mehr Geschicklichkeit im Pflügen; der Andere kann bey einem gleichen Futter das Vieh mit mehrerem Nutzen überwintern; der Dritte weiß mit Pferden besser und vortheilhafter umzugehen; der Vierte kann die täglichen Arbeiten unter seinen Leuten geschickter anordnen; der Fünfte hat im Kaufe und Verkaufe mehrere Einsicht, als ein Anderer: und so bis ins Unendliche fort. Mit einem Worte, jeder Hauswirth hat etwas

Ge=

Gewisses und Besonderes an sich, das ein Anderer nicht hat; und eben deßwegen giebt es immer Etwas zu lernen. Man darf nur fleißig aufmerken und sehen, wie es Andere machen; so wird man bald da, bald dort etwas zu verbessern finden, und seine häusliche Glückseligkeit um ein Merkliches vergrößern.

Aber da thun die Meisten gemeiniglich das Gegentheil. Sobald der Professionist aus seinen Lehrjahren herausgekommen und Meister geworden ist, so bildet er sich ein, er wisse schon Alles, was er zu wissen braucht; und sobald er sein sogenanntes Meisterstück gemacht hat, so glaubt er steif und fest, er verstehe jetzt sein ganzes Handwerk vom Grund aus, und für ihn habe das Lernen auf ewig ein Ende. Das ist die Ursache, daß so viele Handwerksleute samt ihrer Meisterschaft und Einzünftung nichts, als erbärmliche Pfuscher und Stümper sind. Solche bleiben dann ihr Lebtag bey ihrem alten Schlendrian, und in ihrem fünfzigsten Jahre machen sie ihre Arbeit um kein Haar besser, als sie dieselbe vor dreyßig Jahren gemacht haben. Aber ebendarum verlieren diese faulen Schlotterer gemeiniglich ihr Gewerb und ihre Kundschaft; man läßt sie hübsch sitzen, und geht lieber zu andern Meistern, die eine beliebtere und bessere Arbeit machen. Ein Schneidermeister wird sich nicht einmal das trockene Brod verdienen, wenn er keinen andern Rock machen kann, als wie man ihn vor fünfzig

Jahren getragen hat; und ein Schuster wird verhungern müssen, wenn er keine anderen Stiefeln zu machen weiß, als wie sie im dreyßigjährigen Kriege Mode waren. Ein gleiches Schicksal wird jeder Professionist haben, wenn er seine Profession nicht anders treibt, als wie er sie von seinem Vater und Großvater gelernet hat. Solche Leute verlieren beyzeiten ihre Kundschaft, und kommen in große Noth. Hingegen ein raffinirter Handwerksmann, der auch als Meister noch fort lernt, der jede fremde Arbeit aufmerksam ansieht, und überall nachdenkt, wo und wie die Sache sich besser, schöner, bequemer und vortheilhafter machen läßt; ein Solcher wird sich in der Welt gut fortbringen, wird immer mehr Gewerb bekommen, wird nach und nach alle Kundschaften an sich ziehen, und sein Hauswesen in den besten Wohlstand setzen.

Auch der Bauer muß die schöne Gabe Gottes, den Verstand, nicht unbenutzt lassen. Beym Feldbaue läßt sich, wie bey jeder Handthierung, immer etwas besser machen, und nützlicher einrichten, als es zuvor gewesen ist. Alles leidet da eine Verbesserung, nicht nur das Hauswesen und Hausgeräth, Schiff und Geschirr, Roß und Vieh, sondern hauptsächlich Grund und Boden selbst.

Niemand bleibt lieber beym Alten, als der Bauer; und Niemand sollte weniger beym Alten bleiben, als eben der Bauer. Der Bauer

klagt

klagt ohne Aufhören, daß jetzt so schlimme Zeiten sind, und daß kaum mehr zu leben ist. Er klagt ohne Unterlaß, daß die Steuern und Abgaben von Jahre zu Jahre größer werden, daß die Dienstbothen jetzt um die Hälfte mehr Lohn haben, als vor Jahren; daß das Eisen ebenfalls um die Hälfte im Werthe gestiegen ist, und daß jetzt nichts mehr so ist, wie es vor Jahren gewesen ist. Der Bauer bekennt hiemit selbst, daß nichts in der Welt beym Alten bleibt; und doch will er der Einzige seyn, welcher bey seinem alten Schlendrian bleiben will. Er sieht und begreift es, daß er bey den höhern Abgaben auf seinem Hofe nicht mehr so leben kann, wie sein Vater gelebt hat, und daß er seine Kinder nicht so gut aussteuern kann, wie sein Vater sie ausgesteuert hat; gleichwohl will er den Feldbau nicht anders treiben, als wie ihn sein Vater getrieben hat. Ist das nicht eine große Thorheit?

Ein kluger und verständiger Bauersmann denkt hierinn ganz anders. Er bleibt nicht immer auf dem alten Schlage; er sucht, wo er nur kann, Alles zu verbessern, und ist ernstlich darauf bedacht, seinen Grund und Boden fruchtbarer zu machen, als er vor Jahren gewesen ist. Der Boden selbst streckt sich nicht, und aus einem Juchart werden nicht zwey. Aber der menschliche Fleiß kann Wunder thun: er kann machen, daß ein Juchart so viel geben muß, als sonst zwey gegeben haben; er kann machen,

daß

daß der Grund, welcher zuvor nichts als Frösche und Kröten ernährt hat, jetzt gutes Heu und Grumet bringen muß; er kann aus einer elenden Viehweide guten Getreidboden, aus dem Sumpfe trocknes Land, und aus einer magern Wiese einen fetten Anger machen.

Julius Gräcinus schreibt etwas Merkwürdiges von einem gewissen fleissigen Römer, Namens Paridius. Dieser hatte zwey Töchter, sonst aber in seinem ganzen Vermögen nichts, als einen Weinberg. Als die älteste Tochter heurathete, gab er ihr den dritten Theil des Weinberges zum Heurathgute. Gleichwohl zog er aus seinem Weingute darnach gerade so viel Früchte, als zuvor aus dem ganzen. Als endlich nach einigen Jahren auch die jüngste Tochter heurathete, gab er auch dieser die Hälfte von dem noch übrigen Weinberge zur Aussteuer, so, daß ihm nichts mehr, als ein einziges Drittel blieb. Allein, je kleiner sein Gut wurde, desto größer war sein Fleiß. Durch ämsige Wartung brachte es Paridius so weit, daß das letzte Drittel ihm eben so viel Nutzen brachte, als er zuvor aus dem dreymal größern Weinberge empfangen hatte. — Daß dieses ohne Mirakel und ohne Zauberey geschehen ist, wird wohl Jedermann leicht einsehen. Daß aber der Boden von sich selbst, und ohne allen menschlichen Fleiß dreymal fruchtbarer geworden, als er zuvor gewesen ist, das wird wohl auch Niemand glauben. Wäre Paridius beym Alten ge=

geblieben, so würde er, wie ein jeder Anderer, von seinem Grundstücke höchstens nur die gewöhnliche Aernte empfangen haben.

Auch ein schweizerischer Bauer, Namens Narbel, hat gezeigt, wie weit man es durch Verstand und Fleiß in der Hauswirthschaft bringen kann. Der Vater dieses Bauers hatte übel gewirthschaftet, und es war schon so weit gekommen, daß Haus und Hof vergantet, und den Gläubigern abgetreten werden sollte. Aber zum Glücke übernahmen die Kinder das Gut samt den Schulden. Es waren ihrer mehrere Geschwister, und diese arbeiteten unter der Anführung ihres ältesten Bruders Tag und Nacht, rotteten die Dornen und unnützen Haiden aus, warfen Gräben auf, und machten viel Land urbar, welches unter ihrem Vater öde geblieben war. Was geschah? Narbel, der Sohn, wurde nach und nach der vornehmste und reicheste Mann im Dorfe, und bloß durch seinen Fleiß im Landbaue sammelte er sechzehn tausend Thaler, die er seinen Kindern hinterlassen hat.

Heinrich Mayer, ein hannöverischer Bauer zu Peppern, hat zwölf Tagwerke, oder Morgen Landes, wo zuvor nichts, als eine unfruchtbare Haide war, umgerissen, und zum Kornbau völlig urbar gemacht, ohne deßwegen von bisher schon gebauten Ländereyen etwas liegen zu lassen. Die landwirthschaftliche Gesellschaft hat diesem verdienten Manne öffentlich

das

das Lob gesprochen, und ihm eine Belohnung von zehn Thalern ertheilt.

Der Bauer Kurt, von Lodersleben in Thüringen, hatte unter andern dritthalb Tagwerke oder Morgen bergiges Land, welches sein Vater um vierzehn Gulden gekauft hatte. Der Boden war so schlecht, daß der Sohn in der Folge kaum ein Schäffel Häber darauf ärntete. Da kam er dann auf den Gedanken, dieses Stück Land mit Obstbäumen zu bepflanzen. Er fieng zuerst mit Wenigem an, und fuhr alsdann fleißig damit fort. Im Jahre 1773 war schon das ganze Stück mit Bäumen besetzt. Bis die Bäume einen beträchtlichen Nutzen abwarfen, bauete er jährlich Kartoffeln, Klee und andere Früchte auf diesem Stücke. Aber im Jahre 1778 bekam er schon dreyßig Körbe Zwetschgen davon. Einige Jahre darnach lösete er schon ein ansehnliches Geld daraus; und im Jahre 1786 verkaufte er für fünf und zwanzig Thaler Kirschen, und für siebenzig Thaler Zwetschgen. Da sich nun der Ertrag mit den Jahren vermehren muß, so ist dieses Grundstück, welches vierzehn Gulden gekostet hat, jetzt unter Brüdern seine zwey tausend Gulden werth. Der Werth des Grundstückes ist also durch den Fleiß und die Klugheit des Besitzers über hundert und vierzigmal vergrößert worden. Da kann man aber leicht begreifen, daß Kurt die Hände nicht in den Schooß gelegt habe: denn aus nichts wird nichts, sondern Kurt hat nach und nach

vier=

vierzehn hundert Fuder Erde, und eben so viel Fuder Mist auf seinen steinigen Berg geführt, und fast alle Arbeit selbst daran gethan. Kurt, Mayer und Narbel würden ihre Sache nicht weit gebracht haben, wenn sie Alles beym Alten gelassen, und es nicht besser hätten machen wollen, als es ihre Väter gemacht haben.

Dergleichen Beyspiele findet man noch in Menge; und aus allen können wir sehen, daß es für einen jeden Menschen überall etwas zu lernen giebt, und daß man seinen Zustand allzeit auf diese oder auf eine andere Art verbessern kann, wenn man nur seinen Verstand anwendet und den Fleiß nicht spart. Diejenigen Leute sind zu bedauern, welche glauben, sie wissen und verstehen schon Alles, was sie brauchen. Hüte dich vor diesem Fehler, du magst Bürger oder Bauer seyn, und bilde dir nie ein, daß du ausgelernet hast. Höre allemal auch andern Leuten zu, was sie sagen. Findest du, daß sie nichts Bessers wissen, als was du selbst schon weißt, so hast du nichts dabey verloren. Findest du aber, daß sie etwas Bessers und Vernünftigers auf die Bahn bringen, so hast du schon gewonnen, und vielleicht sehr viel gewonnen. — Das merke dir, und laß es dir gesagt seyn: Man lernt nie aus. Wer nicht alle Tage in seiner Profession verständiger wird, der lebt umsonst auf der Welt.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Was der Bürger als Handwerksmann zu beobachten hat.

Nie klage Jemand über mich,
Mein ganzes Herz bestrebe sich
Dem Nächsten gern zu geben,
Was er mit Recht verlangen kann,
Und immerfort mit Jedermann
In Einigkeit zu leben.

1. Gegen seine Kundleute.

Der Bürger und Handwerksmann lebt von seiner Handarbeit, wie der Bauer vom Feldbaue. Sein Pflug ist die Handthierung, und davon muß er leben. Dem Handwerksmanne liegt Alles an seiner Kundschaft. Je größer die Kundschaft, desto mehr Arbeit; und je mehr Arbeit, desto größer der Gewinn, und desto besser die Nahrung.

Wer es also in diesem so wichtigen Punkte nicht ermangeln lassen, und dadurch den größten Theil seines Glückes verscherzen will, der muß vor allen Dingen Fleiß und Arbeitsamkeit nicht sparen; er muß seine besten Stunden und seine frischesten Kräfte auf die Handarbeit ver-

wenden, denn Gott hat uns Leben, Gesundheit und Kräfte zu keinem andern Ziel und Ende verliehen, als daß wir diese wichtigen Gaben fleißig brauchen, und recht nutzbare Menschen werden sollen.

Der Handwerksmann, welcher sein Glück und seine Ehre liebt, wendet auf seine Arbeit nicht einen gemeinen Fleiß, sondern einen Fleiß, wovon er versichert ist, daß seine Kunden mit ihm gewiß zufrieden sind. Er merkt pünktlich darauf, daß seine Kundleute richtig gefördert werden, daß sie Alles zu der Zeit erhalten, wo es versprochen worden ist. Er sorget fleißig dafür, daß er seinen Käufern und Kunden Arbeit und Waare liefert von der nämlichen Güte und Brauchbarkeit, wie man sie wünscht, und wie es im Akkord ist ausgetragen worden. Er hütet sich gewissenhaft, daß er seine Kundleute nicht übernimmt, oder mehr Lohn und Bezahlung fordert, als was er weiß, daß es vor Gott und der Welt gerecht ist. Auch diejenigen Kunden, welche den Werth der Waare nicht recht verstehen, betrügt und übervortheilt er nicht, sondern nimmt nur soviel von ihnen, als ein jeder andere ehrliche Handwerksmann auch nimmt. — Wenn man ihm etwas zu verarbeiten bringt, z. E. Garn, Wolle, Tuch, Leder, Getreid, Holz, Eisen und dergleichen, so behält der ehrsame Handwerksmann nichts zurück, und tauscht nichts aus, sondern giebt Jedem, was sein ist; und wenn er auch zuweilen von seinem

Ei-

Eigenthume einen Vorschuß machen muß, so setzt er doch nicht mehr an, als was er wirklich verbraucht hat. Ein solcher Mann hat Achtung und Liebe vor der Welt, er bekömmt immer neue und mehrere Kundschaften; denn Jedermann sagt von ihm: Das ist ein Ehrenmann! Das ist aber auch die Ursache, daß jedes Handwerk ehrsam genannt wird, weil nämlich Treue und Glauben, Ehre und Redlichkeit Niemanden besser ansteht, als dem Handwerksmanne, und weil aller Handel und Wandel augenblicklich ein Ende hat, sobald man Betrug und Falschheit für erlaubt hält.

Ein sehr gutes Mittel, seine Kundleute zu erhalten, ist unter andern auch dieses, daß man jedem Kunden bescheiden und höflich, oder wenigstens niemal grob und verächtlich begegnet. Der Metzger mag so reich seyn, als er will, so muß er dem Armen, der nur ein halb Pfund Fleisch abnimmt, eben so gut begegnen, wie dem Reichen, der auf einmal einen halben Zentner kauft: denn der Arme zahlt mit so guter Münze, wie der Reiche. Und jener Bierbräuer war gewiß ein recht unartiger, grober Mann, der um eine halbe Maß Bier nie in den Keller gieng, sondern allemal sagte: Warte du nur, bis du eine ganze vermagst. Solche Leute machen ihre Sache nicht besser, und Grobheiten bringen einem Handwerksmanne weder Ehre noch Nutzen. Man weiß aus hundert Beyspielen, daß jene Handwerksleute die beste Losung

und

die mehresten Kundschaften haben, welche mit Jedermann ohne Ausnahme höflich und freundlich sind.

2. Gegen die Dienstleute und Lehrpursche.

Gegen seine Dienstleute und Lehrbursche muß sich ein Handwerksmann ebenfalls menschlich, gerecht und redlich betragen. Die Lehrjungen werden zum Meister geschickt, nicht darum, daß sie die schweresten und verächtlichsten Arbeiten thun, sondern daß sie alles lernen sollen, was in die Handthierung einschlägt, und was den jungen Menschen mit der Zeit zu einem geschickten Arbeiter und Handwerksmanne machen kann. Der Meister wird ja dafür bezahlt.

Jeder Meister muß seine Lehrpursche wie seine Söhne ansehen, und sie Alles so redlich lehren, wie er es seine eigenen Kinder lehren würde; er muß sie in allem, was zum Handwerke gehört, aufrichtig unterweisen, und ihnen alle Handgriffe, Geschicklichkeiten und Vortheile beybringen, die sie nöthig haben, daß sie mit der Zeit in der Welt mit Ehren sich fortbringen können.

Aber da giebt es viele Meister, die ihren Lehrjungen das Geld, wie Diebe, abstehlen, und man sieht zum Beyspiel manchen Schneidermeister und manchen Schuhmacher, der, wenn er das Tuch zum Kleide oder das Leder zu Schuhen zuschneidet, in eine Nebenkammer geht, damit

der Junge nichts davon sieht, und also gewiß nichts lernen kann. Das thut ein ehrlicher und gewissenhafter Meister nicht. Wer Ehre und Gewissen hat, der führt seine Lehrpursche überall den leichtesten und kürzesten Weg, zeigt ihnen Alles, was er selbst kann, und freut sich von Herzen, wenn er sieht, daß sein Junge fertig lernt, und Alles gleich begreift. Freylich, sagen einige Meister, sie haben es in ihren Lehrjahren auch nicht besser gehabt; aber sie sollten lieber sagen: Was ich nicht gerne gehabt habe, das will ich auch einem Andern nicht thun. Das hieße christlich denken, und christlich handeln.

3. Gegen seine Mitmeister.

In Städten, Marktflecken und Dörfern herrscht oft unter den Handwerksleuten ein schlimmes Laster, nämlich der Handwerksneid oder sogenannte Brodneid. Dieses Laster erzeugt oft unter den Leuten, die einerley Profession treiben, großen Haß und langwierige Feindschaften.

Der Brodneid entsteht bey dem Menschen, wenn er sieht, daß es dem Andern besser geht, als ihm; und besonders, wenn er sieht, daß sein Mitmeister mehr Losung, Gewerbe und Kundschaft hat, als er; daß er reicher ist, daß er auf besserm Fuße lebt; daß er mehr aufgehen läßt: daß seine Frau prächtiger daher geht, und so weiter.

Und

Und nun, mein lieber Handwerksmann! betrachte nur selbst, wie ungerecht und thöricht du handelst, wenn du deinem Mitmeister um sein Glück und Brod beneidest. Gott hat deinem Mitmeister das Glück bescheert, welches er genießt, und das ist es eben, was dich verdrießt. Er, dein Mitbürger, kann ja nichts dafür, daß Gott es ihm gegeben hat, und er schadet dir ja nicht damit, oder will dir wenigstens nicht schaden. Dabey machst du dir selbst unnöthiger Weise tausendfachen Verdruß, der dich überall quält und peiniget, wo du nur gehst und stehst. Eben dieser Verdruß macht, daß dir selbst das Gute, welches du wirklich besitzest, nicht mehr schmecket, weil du dich beständig an dem Guten deines Nebenmenschen ärgern mußt. Der Neid macht auch gemeiniglich, daß Andere dich darüber auslachen und verachten, und selbst Derjenige, den du beneidest, wird oft eben dadurch gereizt, dich nur desto mehr zu ärgern, und dir immer größern Verdruß zu machen. Das gewinnst du dabey.

Und weißt du wohl, woher diese schlimme Krankheit kommt? Sie kommt, und entsteht allemal aus einer verderbten, lieblosen Seele, und sie zeigt an, daß du nicht im Stande bist, dich über das Glück und Wohlergehen deiner Mitmenschen zu erfreuen. Es thut dir wehe, daß Gott deinen Nebenmenschen segnet, und du urtheilest, daß dein Mitbruder diesen Segen Gottes nicht werth ist. Du willst also Gott dem Herrn selbst

einreden, und ihm Gesetze vorschreiben. Dein Auge, wie es im Evangelium heißt, ist schalkhaft und böse darüber, daß Gott gegen deinen Mitbruder gütig ist.

Frage aber einmal recht nach, und erkundige dich, woher es kömmt, daß der Andere mehr Gewerb und Kundschaft hat, als du, so wirst du bald auf den wahren Grund kommen. Da wird man dir sagen, daß dein Mitmeister, den du beneidest, viel fleißiger und ordentlicher ist, als du, und daß er seine Kunden richtiger fördert, und besser befriediget, als du. Aber darum mußt du deinen Mitbruder nicht beneiden, mußt ihn nicht verkleinern, nicht verläumden, und mußt ihm die Kundleute nicht abspänstig machen; sondern weißt du, was du zu thun hast? Das mußt du thun: du mußt dich bemühen, das Gewerb und den Zulauf durch gleiche Mittel zu erwerben, das ist, du mußt auch so fleißig, so richtig, so gut arbeiten, wie er; mußt deine Kunden auch so halten, wie er. Das ist der rechte und erlaubte Weg, es seinen Mitbürgern gleich zu thun; und dieser Weg steht dir und einem Jeden allzeit offen. Vergiß auch das nicht, was im vorigen Hauptstück gesagt worden ist: nämlich, lerne in deiner Profession beständig fort, und befleiße dich, daß du in deinen Arbeiten täglich mehr Vollkommenheit und Geschicklichkeit erlangest. Das ist ein gar herrliches Mittel, die Kundschaften an sich zu ziehen. Wenn in diesem Stücke deine Mitmeister

klü-

klüger sind, als du, und wenn sie sich Mühe geben, den Leuten von Zeit zu Zeit bessere und beliebtere Arbeit zu liefern, so muß es dich gar nicht wundern, wenn sie mehr Gewerb und Brod haben, als du. Sie verdienen es. Und da mußt du dich nicht über sie beklagen, sondern über deine Saumseligkeit.

Aber, sagst du, mein Mitmeister zieht die Kundleute auf eine niederträchtige Art an sich, indem er jede Arbeit und Waare zu seinem eignen Schaden wohlfeiler giebt. Allein, wenn nur dieses ist, so schadet der Brodneid Niemanden mehr, als eben dem Neider selbst: nur Geduld, er wird es nicht lang so treiben, sondern wird sich in kurzer Zeit selbst zu Grunde richten. — In einer gewißen kleinen Stadt war ein Sailer, der von seinem Vater ein ziemliches Vermögen ererbt hatte; er war aber auch auf seinen Reichthum dummstolz, und hätte gerne gesehen, daß man alle andere Sailermeister vergessen, und in der ganzen Stadt von ihm allein reden sollte. Zu diesem Ende schenkte er seinen Käufern allzeit etwas Namhaftes zur Zugabe, gab alle Waaren um Vieles wohlfeiler, als er ohne seinen großen Schaden hätte thun können, und zog auf diese Weise fast alles Gewerbe an sich. Das that nun den übrigen Mitmeistern sehr wehe, da sie sich beynahe aller Kundschaft beraubt fanden. Allein, verständige Männer sahen wohl ein, daß dieses Spiel in die Länge nicht dauern könnte. Der stolze Sailer hatte

zwar

zwar den größten Zulauf; aber je mehr Kundschaft er hatte, desto größer war sein Verlust; und seine Aufführung, die in allen Stücken recht vornehm und glänzend war, half ebenfalls dazu, ihn schnell ins Verderben zu bringen. Bald zeigte es sich, daß der Sailer so tief in Schulden steckte, daß sein Haus nebst der Sailergerechtigkeit verkauft werden mußte. Jetzt hatte auf Einmal seine Pracht ein Ende, und er war ein Bettelmann. Allein, der Mann war das gute Leben schon gewohnt, und konnte sich in den Armuthstand durchaus nicht schicken; er ergriff daher allerley diebische Mittel, einfältigen Leuten ihr Geld abzulocken. Aber seine Betrügereyen kamen bald ans Licht, und er wurde von der Obrigkeit dazu verurtheilet, daß er vor den Augen aller seiner Mitbürger an dem Pranger stehen mußte. Ein paar Jahre darnach starb der Mann, mit Armuth und Schande bedeckt. Ein solches Ende nahm der unvernünftige Brodneid.

4. In Handwerkszusammenkünften.

Bey den Handwerkszusammenkünften hat jeder Meister das Recht zu reden, zu rathen, und seine Stimme zu geben. Es ist daher nicht schön, wenn man einem jungen Meister seine Jugend vorwirft, weil derselbe seine Meynung frey heraussagt. Ein Anderes wäre es, wenn der junge Meister ein bloßer Sprecher und Rechthaber wäre, oder wenn seine Meynung weder Grund noch Nutzen hätte. Aber diesen

Feh=

Fehler trifft man oft bey alten Meistern eben sowohl an, wie bey jungen. Die Altmeister sind gemeiniglich diejenigen, welche auf ihren alten Schlendrian eisenfest versessen sind, und sie sind gewöhnlich schuld daran, daß die Handthierungen nie vollkommener werden, und vorwärts rücken können. Denn sobald ein Meister etwas im Handwerke verbessern oder ändern will, so schreyen die Alten gleich aus vollem Halse: Das ist noch nie gewesen; man muß beym Alten bleiben. Allein, was vor hundert Jahren gut ist gewesen, daß ist vielleicht jetzt nicht mehr gut, und braucht eben darum eine Veränderung. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Handthierungen verändern sich alle vierzig oder fünfzig Jahre; folglich müssen sich auch ihre Einrichtungen verändern. Müssen doch sogar Könige und Landesfürsten in ihren Gesetzen und Einrichtungen manche Veränderung machen; warum nicht auch Schuster und Schneider in ihren Handwerksartikeln? Oder sind denn die Handwerksartikel unfehlbarer und heiliger als Landesgesetze?

In allen Zünften sind gewiße Bräuche und Gewohnheiten, die sich zwar aus uralten Zeiten herschreiben, dabey aber so albern und kindisch sind, daß man fast glauben möchte, sie wären für pure Narren eingeführt worden. Gewiße Bräuche, zum Beyspiel, beym Aufdingen, Freysprechen und Meisterwerden, sind so beschaffen, daß sie einen ziemlichen Aufwand kosten, und

viel

viel Geld erfordern, welches einem armen Menschen in einem hohen Grade wehe thun muß. Zum öftern werden diese Unkosten entweder auf Schmausereyen oder andere unnöthige Dinge gemacht. Vor Alters mögen solche Einrichtungen ihren guten Nutzen gehabt haben; aber jezt nicht mehr. Was keinen Nutzen haben kann, um das ists wohl nicht schade, wenn man es ohne weiters abschafft, und in die ewige Vergessenheit schickt.

Deßwegen sollten die Meister, so oft sie ihre Zusammenkünfte halten, untersuchen, nicht, ob es allemal so und so gewesen ist; sondern, ob die Sache, über welche man sich berathschlagen will, ersprießlich ist fürs gemeine Beste, ob sie wahren Nutzen hat, und ob sie die Ehre der Bürgerschaft befördert, oder nicht. Dieß soll der Zweck aller Berathschlagungen seyn, und durchaus kein anderer. Wenn Dinge in Vorschlag kommen, die wirklich Nutzen bringen, so soll jeder ehrliebende Meister sogleich seine Hand dazu biethen, daß das gute und nützliche Ding durchgesetzt wird, und in Gang kömmt: denn es ist eine Sünde, wenn man sich nützlichen Dingen widersetzt, und man ist im Gewissen verbunden, dasjenige geschehen zu lassen, und nicht zu hindern, was Einem nützet, und dem Andern nicht schadet. Und da muß man nie fragen, was die alten Handwerksartikel dazu sagen.

Die Handwerksartikel sind ja nicht Gottes Wort; sie sind von Menschen gemacht worden,

und können von Menschen wieder geändert werden. Die Meister, welche vor ein oder mehrern hundert Jahren gelebt haben, sind zusammen getreten, und haben Rath gehalten über das, was dem gesammten Handwerke nütz und gut ist. Die Punkte haben sie hernach aufgeschrieben, und so sind die Handwerksartikel entstanden.

Es fragt sich nun: Wer hat jenen Meistern das Recht ertheilt, ewige und unveränderliche Gesetze zu machen? Gewiß kein Mensch. Die Handwerksgesetze können also nach Zeit und Umständen verändert werden. — Haben jene längst verstorbenen Meister das Recht gehabt, Einrichtungen zu machen, welche für ihre Zeiten gut und ersprießlich waren, warum sollen denn die jetzt lebenden Meister nicht auch das Recht haben, Einrichtungen zu machen, welche sich auf die jetzigen Zeiten schicken? Oder sollten wohl die Meister vor hundert Jahren mehr Recht gehabt haben, als die Meister, welche jetzt leben? — Vor hundert Jahren hat man andere Schuhe und andere Röcke getragen, als man jetzt trägt. Hat also der Schneider seinen Schnitt und der Schuster seinen Leist verändern können, warum soll er nicht auch seinen Artikel verändern?

Es giebt freylich Neuerungen, die allerdings Schaden bringen können; und da wird man es Niemanden verdenken, wenn er sich dagegen setzt. Allein, zum öftern ist der ganze Schaden nichts,

als

als eine bloße Einbildung, und eine Hartnäckigkeit, mit welcher man auf den alten Schlendrian verpicht und versessen ist.

Was saget ihr zur folgenden Geschichte?

Jakob Fink, ein Schuhmacher, sah einst einen zwölfjährigen Knaben unter dem Galgen stehen, welcher zusehen mußte, als sein Vater gehängt wurde. Nach Vollendung des Urtheils führte man den Knaben auf die Straße, und jagte ihn aus dem Lande. Der gute Schuhmacher erbarmte sich über das junge Blut, und dachte, daß der Knabe durch die Landesverweisung nicht gebessert, sondern nur auf neue Diebstähle würde verleitet werden. Er gieng also dem Jungen nach, und als sie allein waren, fragte er ihn, ob er nicht Lust hätte, ein braver Mensch zu werden, und ein Handwerk zu lernen. Der Knabe weinte bitterlich, und sagte, daß ihm auf der Welt nichts lieber wäre, als wenn er durch Handarbeit sein redliches Brod verdienen, und ein braver Mensch werden könnte. Als der Junge alles versprach, was der Schuhmacher von ihm forderte, führte dieser ihn in sein Haus, und lehrte ihn das Schusterhandwerk, und nebenbey auch lesen und schreiben. Der Junge war so fleißig, und begriff Alles so fertig, daß es eine Freude war. Er gieng in die Fremde, kam nach einigen Jahren wieder zurück, und heurathete alsdann die Baase seines Wohlthäters. Jetzt ist er der geschickteste Schuhma-

macher seiner Vaterstadt, und wird wegen seinen guten Sitten von Jedermann geliebt.

Wie viele Handwerksleute würden jetzt wol das Nämliche thun, was Jakob Fink gethan hat? Wie würden sie sich mit aller Macht dawider setzen, wenn man von ihnen begehren wollte, daß sie einen unter dem Galgen gestandenen Menschen in ihre Lehre aufnehmen sollten? Hätte sich der Schuhmacher Fink mehr an die Handwerksgesetze, als an die Gesetze der christlichen Liebe gebunden, so würde jetzt die Welt um einen Straßenräuber mehr, und um einen braven Menschen weniger haben.

Doch genug hievon. Wir wollen nun auch zeigen, wie man sich in den Handwerkszusammenkünften sonst noch zu verhalten hat.

Vor Allem muß man in diesen Zusammenkünften das Streiten, Schreyen und wilde Lärmen vermeiden. Wo heftiger Streit entsteht, da kömmt man gemeiniglich auf Schimpfungen, von Schimpfungen auf Schlägereyen; und zuletzt muß die Obrigkeit durch Leib- oder Geldstrafen dem Handel ein Ende machen. Nichts ist trauriger, als solche Zusammenkünfte, wo es so verwirrt und lärmenvoll durcheinander geht, daß man glauben möchte, es wären nicht gesittete Menschen, sondern lauter wilde Indianer und Menschenfresser beysammen.

Lieber Bürger und Handwerksmann! wenn bey Handwerkszusammenkünften, oder bey Gemeind-

meindeversammlungen Streit entsteht, und du wünschest, eine gute Sache durchzusetzen, so beobachte folgende Regel: Wenn die Andern recht grob und ungezogen sind, so sey du gerade das Gegentheil. Begegne ihnen nie im geringsten mit einer Grobheit oder Beleidigung, und befleiße dich, daß du nie hitzig werdest, sondern daß du allzeit bey kaltem Blute bleiben kannst. Auf diese Art wirst du gewiß, auch gegen die starrköpfigsten Schreyer am Ende die Oberhand erhalten, und zu deinem Zwecke gelangen. Laß die Schreyer nur ausschreyen: und wenn man dich zum Worte kommen läßt, so trage du deine Gründe ruhig, aber auch recht deutlich und faßlich vor, und bitte, daß man dich wenigstens hören wolle. Schreyt da oder dort Einer, so schweig du. Ist Alles still, so rede du. Wird Einer grob, und fängt an zu schimpfen, so thue du, als wenn du es nicht hörtest. Allenfalls kannst du zu einem solchen sagen, daß du als Knabe dergleichen Reden auch bisweilen im Munde gehabt, jetzt aber schon lange vergessen habest. Mit einem Worte: je hitziger deine Gegner sind, desto kälter sey du. Du kannst versichert seyn, daß du deine heftigsten Widersprecher nicht gewisser überwinden kannst, als wenn du dich gegen sie recht kaltblütig und gelassen erzeigest. —

Auf diese Art sind schon manche nützliche Einrichtungen glücklich zu Stande gebracht worden. Hingegen weiß man kein Beyspiel, daß ein-

einmal etwas Gutes ausgemacht worden ist, bey Versammlungen, wo man auf allen Seiten zusammen lärmt, und wo Einer ärger schreyt, als der Andere.

* * *

Der Handwerksmann und der Bauer haben zu ihrer Arbeit nichts so nothwendig, als gesunde und starke Glieder. Wie man aber die Gesundheit erhalten kann, das lehret folgendes Hauptstück.

Sechstes Hauptstück.

Von Gesundheit, Krankheit und Tod.

Denkst du dein Leben hoch zu bringen,
So halte Maaß in allen Dingen,
Im Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.

Was die Tugend für die Seele ist, das ist die Gesundheit für den Leib. Die Gesundheit ist das größte Gut auf Erden. Königliche Kronen und Schätze sind nichts gegen sie. Ein armer, aber gesunder Viehhirt wird gewiß mit keinem kranken Könige tauschen mögen. Wenn ein Kranker, der Millionen besitzt, für all sein Geld sich die Gesundheit kaufen könn-

könnte, so würde man sagen müssen, daß noch kein Mensch einen bessern Kauf gethan habe. Ein gesunder Leib ist mehr werth, als hundert Königreiche.

Um das Kranksein ist es ein elendes Ding. Essen und Trinken schmeckt uns nicht mehr. Alle Ergötzlichkeiten sind uns zuwider. Der Schlaf, jenes süße Labsal des Menschen, verschwindet, und es freut uns nichts mehr auf der ganzen Welt. Anstatt daß wir bey gesundem Leibe munter und fröhlich wären, sind wir in kranken Tagen traurig und niedergeschlagen. Anstatt daß wir uns zuvor unser Brod selbst haben verdienen können, liegen wir matt und kraftlos auf unserm Krankenbette da, und wegen einem einzigen Kranken sind alle Leute im ganzen Hause geplagt. Ist der Kranke zugleich Vater und Hausherr, so ist das Elend noch größer: die Hausarbeit bleibt liegen, oder wird schlecht verrichtet, und Weib und Kinder haben ihren Brodvater verloren. — Man weiß Häuser, die bloß wegen einer langwierigen Krankheit des Hausvaters gänzlich erarmt sind.

Allein, die Gesundheit, diese größte Glückseligkeit, welche der Mensch dem Leibe nach genießen kann, wird wenig oder gar nicht geschätzt, besonders, wenn man nie krank gewesen ist. Junge Leute gehen schändlich damit um. Es geht mit der Gesundheit, wie mit allen Gaben Gottes: wir achten sie für nichts, weil wir sie beständig genießen, und was uns nicht seltsam ist, das schätzen wir wenig.

Aber ein Kranker, oder Einer, der eine schmerzhafte Krankheit ausgestanden hat, weiß schon besser, was es um die Gesundheit ist. Dieser sagt: Lieber bey gesundem Leibe ein schwarzes Stück Brod, als in der Krankheit alle Schätze der Welt! — Hier müssen wir die unendliche Güte Gottes bewundern und anbethen. Denn er, der liebe Gott, ertheilt das große Gut der Gesundheit nicht bloß reichen Leuten und mächtigen Potentaten, sondern allen Menschen ohne Unterschied. Ja! je niedriger der Stand ist, desto besser und dauerhafter ist gemeiniglich auch die Gesundheit; reiche Leute sind oft bey all ihrem Ueberfluße schwach und kränklich; der arme Taglöhner hingegen ist bey seinem trocknen Brode gesund und herzlich wohl auf. Auf gleiche Weise sieht man auch, daß im Bürgerstande gesündere Leute sich befinden, als im Adelstande, und auf dem Lande gesündere, als in den Städten.

So kostbar aber die Gesündheit ist, so geht doch dieser große Schatz des Lebens gar leicht verloren. Niemand ist ein größerer Feind der Gesundheit, als der Mensch selbst. Er wendet oft Alles an, wodurch er sich um dieses große Gut bringen kann. Ein plötzlicher Schrecken, Zorn, Verdruß, und vor Allem die Unmäßigkeit, bringen täglich eine Menge Menschen ins Grab. — Wir wollen von Einem und dem Andern nur in Kürze etwas berühren.

Der

Der plötzliche Schrecken schadet der Gesundheit ungemein. Das kann man schon daraus abnehmen, weil man auf jeden Schrecken augenblicklich alle Farbe verliert, einem Todten gleich sieht, und nicht mehr vermögend ist, auf den Füssen zu stehen. —

Ein gewißes unbesonnenes Mädchen wollte einsmals ihre Gespielinnen erschrecken, und kleidete sich an wie ein Gespenst. Die andern Mädchen waren eben in einem Spiele begriffen, und als sie auf einmal Etwas in einer fürchterlichen Kleidung auf sie losgehen sahen, kamen sie vor Schrecken ausser sich, und glaubten, den höllischen Geist selbst vor sich zu sehen. Viele von diesen armen Kindern fielen in Ohnmacht, und erholten sich erst nach langer Zeit; einige aber wurden wirklich krank.

Der-

Dergleichen unzeitige Späße werden oft getrieben, und wenn schon die traurigen Wirkungen sich nicht allemal augenblicklich zeigen, so bleiben sie doch nicht aus. Man weiß Leute, die wegen einem plötzlichen Schrecken die hinfallende Krankheit bekommen haben. Der sogenannte Klaubauf hat schon großen Schaden angerichtet: viele Kinder sind dadurch in eine schwere Krankheit gefallen, und einige sind ihr Lebtag furchtsam geblieben. Billig sollte man dem Klaubauf das Handwerk gar niederlegen. Es müssen wohl schlechte Eltern seyn, die kein besseres Mittel wissen, ihre Kinder zu erziehen.

Neid, Verdruß und Traurigkeit greifen die Nerven an, benehmen dem Menschen den Appetit, und ziehen schwere Krankheiten nach sich. Wer Verdruß oder Traurigkeit hat, dem sieht mans am Gesichte an: und der Neidige ist stets gelb und ohne Farbe. Das ist ein Zeichen, daß selbst das Geblüt durch diese Laster verdorben und angesteckt wird.

Der Zorn bringt der Gesundheit einen noch viel beträchtlichern Schaden. Im Zorne tritt die Galle aus, die Adern schwellen auf, das Herz schlägt heftiger, und das Geblüt kömmt in Unordnung. Wer in den Zorn hinein ißt oder trinkt, der macht das Uebel noch ärger. Vom Zorne kömmt Ergießung der Galle, Gliedersucht, Lähmung an den Füssen, Erbrechen, Gallfieber, Grimmen und andere Krankheiten.

Aber die Hauptfeindinn der Gesundheit ist die **Unmäßigkeit**. Diese hat, wie die heilige Schrift sagt, schon mehr Menschen ins Grab gebracht, als Krieg und Pestilenz. Speise und Trank mag so gesund, und die Ergötzungen mögen an sich so unschuldig seyn, als sie wollen, so werden sie doch ein wahres Gift, sobald wir sie unmäßig genießen. Sogar die Arbeit selbst, welche doch der Gesundheit so ersprießlich ist, kann die Gesundheit zu Grunde richten, wenn man mehr thut, als die Kräfte des Menschen ertragen können. Die beste Nahrung verändert sich in Gift, sobald wir bey dem Genuße derselben die gehörige Mäßigkeit nicht beobachten. Unsre Natur ist nicht stark genug, den Ueberfluß zu ertragen, und unser Magen ist zu schwach, alles das zu verkochen, was man in ihn oft hineinwirft. Da werden dann die halbverkochten Speisen in schlechtes Blut verwandelt, und eben das schlechte Blut ist der Saame zu Schmerzen und schweren Krankheiten. Die jungen Pflanzen, wenn sie schon durch die Sonnenhitze beynahe verwelkt sind, leben doch wieder auf, wenn man sie am Abende mäßig mit Wasser begießt; begießt man sie aber allzu stark und allzu oft, so sinken sie um, und sterben ab.

Wem die Gesundheit lieb ist, der meide allen Ueberfluß. Die goldene Regel heißt: **Höre auf zu essen, sobald der Hunger gestillt ist; und höre auf zu trinken, sobald**

bald der Durst gelöscht ist. Wer diese Vorschrift beobachtet, der wird Doktor und Apotheker wenig oder gar nie brauchen. — Ein König aus Persien schickte dem arabischen Fürsten einen gelehrten und erfahrnen Arzt zu, damit die Leute im Falle der Noth seine Hülfe gebrauchen könnten. Der Arzt hielt sich etliche Jahre in Arabien auf, aber kein Mensch hatte ihn gebraucht. Er gieng dann zu dem Fürsten, und beschwerte sich, daß er noch von Niemanden sey verlangt worden, und noch keine Probe von seiner Kunst habe ablegen können. Da sprach der Fürst zu ihm: „Die Leute in meinem Lande „leben so, daß sie niemals essen, außer wenn „sie hungert, und hören auf zu essen, wenn ih„nen der Appetit noch nicht ganz vergangen „ist.“ Darauf antwortete der Doktor: „Das „ist eben das einzige Mittel zu einer dauerhaf„ten Gesundheit. Wenn die Leute in diesem „Lande so leben, so bin ich umsonst hier.“ Mit diesen Worten beurlaubte er sich, und zog wieder nach Hause.

Zu wünschen wäre es freylich, daß wir unsere Lebtage weder Bader noch Doktor brauchten. Aber wir leben nicht so mäßig, wie jene Araber. Ist nun die Gesundheit durch was immer für einen Zufall verloren, so muß man das Uebel mit Warten nicht schlimmer werden lassen, sondern man muß alsobald Hülfe suchen. Da entsteht aber die Frage, wo und bey wem man sie suchen soll. Einige suchen Hülfe bey

Schindersleuten oder alten Weibern; Andere bey einem Bader, und noch Andere bey einem Doktor, das ist, bey einem ordentlich aufgestellten Arzte. Man wird wohl begreifen, daß unter diesen Leuten ein großer Unterschied, und daß es nicht Einerley sey, zu welchem man um Hülfe schickt. Bey einem zerrißenen Kleid besinnt man sich nicht lang, ob man es dem Schmiede oder dem Schinder zum Flicken geben müsse; sondern man geht damit zum Schneider, weil er das Kleidermachen gelernet hat. Auf gleiche Weise, meyne ich, sollte man seine zerrüttete Gesundheit nicht bey alten Weibern und Schindern, auch nicht bey Badern wieder herzustellen suchen, sondern bey Leuten, die diese Wissenschaft studirt und gelernt haben, nämlich bey obrigkeitlich geprüften und aufgestellten Aerzten.

Es ist oft etwas Leichtes, das Fieber, den Husten, oder die Ruhr zu vertreiben; aber es ist auch in einem hohen Grade schädlich, wenn man solche Krankheiten zu früh vertreibt: denn es kommen allemal weit schlimmere nach, die Einem das Leben kosten können. Der ordentliche Doktor kennt diese Gefahr, und geht eben darum langsam zu Werke, damit aus dem kleinern Uebel nicht ein größeres entstehe. Aber da sind viele Leute so einfältig, die so lang nicht warten wollen, sondern gern augenblicklich gesund seyn möchten. Da thut sich dann bald ein Scharfrichter, ein Schmid, oder ein Schäfer hervor; der erzählt Wunder von seiner Kunst,

wirft

wirft des Doktors Verordnung weit übers Dach hinaus, und verspricht dem Kranken, in ein paar Tagen ihn vollkommen herzustellen: der arme Kranke glaubt es, nimmt von ihm ein, und stirbt, wenn es gut geht, das Jahr darnach an der Auszehrung.

Auch viele alte Bader sind eben so gefährliche Leute, wie andere Pfuscher. Ihre ganze Kunst besteht im Bartputzen, Haarabschneiden, Schröpfen und Aderlassen. Dabey sollten sie aber auch bleiben. Einige sind zwar geschickte Wundärzte, das heißt, sie können äußerliche Schäden und Verwundungen gut heilen; aber in innerlichen Krankheiten verstehen sie nichts: denn unter Hunderten ist kaum einer, der die Arzneykunst studirt hat. Wer seine Gesundheit liebt, sucht Hülfe bey dem, der die Wissenschaft von Jugend auf gelernt hat, und nicht bey dem, der nur auf Gerathwohl an dem armen Kranken seine alten Rezepte probiert.

Wer also Gelegenheit hat, der gehe zum Doktor, und zu keinem Andern.

Wenn ein Mensch krank wird, so zeigt man viel Mitleid, und die gutherzigen Menschen geben dem Kranken Alles, was man nur auftreiben kann; die Nachbarn, und besonders die Anverwandten schicken ihm nicht nur zarte Speisen, sondern auch Getränke und andere Labungen zu. Das ist nun allerdings recht lobenswürdig, und macht dem Christenthume große Ehre. Allein, es giebt sehr viele Krankheiten

wo der Kranke nicht Alles essen darf. Der Kranke verhungert nicht, wenn er schon einen ganzen Monat nichts Ordentliches ißt. Darum ist es ein grober Fehler, wenn man den Kranken zwingt, daß er wider Willen Speise zu sich nehmen soll. In den Jahren 1771 und 1772, als das Faulfieber weit und breit grassirte, haben mildthätige, aber dabey unverständige Leute den Kranken manchmal die Speisen mit Gewalt in den Mund gestopft, und daneben das Uebel nur größer und die Krankheit gefährlicher gemacht, besonders, wenn man dem Kranken mit hitzigen oder gewürzten Speisen zugesetzt hat. Viele Kranke haben deßwegen sterben müssen, die ohne Zweifel aufgekommen wären, wenn man sie hätte fasten lassen. Nicht, was man ißt, sondern, was der Magen verkocht, das giebt dem Menschen Nahrung. Aber der Magen, welcher durch das Fieber verdorben und geschwächt ist, kann unmöglich etwas verkochen; folglich kann die Speise, welche der Kranke in solchen Umständen genießt, ihm keine Nahrung geben, sondern muß ihm im Leibe verfaulen, und das Uebel vergrößern. Daher sieht man auch, daß ein Kranker nach dem Essen gemeiniglich noch kränker wird. Der Kranke ist nicht krank, weil er nichts ißt, sondern er ißt nichts, weil er krank ist.

Wer also seine christliche Liebe zeigen will, der schicke dem Kranken die Speisen nicht zur Zeit, da er sie nicht genießen kann; sondern

spare

spare seine Wohlthätigkeit bis auf die Zeit der Genesung. Erst alsdann kann der Kranke an unseren Wohlthaten theilnehmen: denn da stellt sich der Appetit wieder ein, und der Genesene wird alsdann unsere Gaben mit tausendfältigem Danke genießen.

Aber eben darum, weil nach überstandener Krankheit der Appetit und Hunger sich sehr stark wieder zu melden anfangen, muß der Wiedergenesene auf guter Hut seyn, und alle mögliche Mäßigkeit beobachten. Denn der Magen ist nach einer überstandenen Krankheit noch sehr schwach, und kann nicht viel ertragen; man muß ihn daher nicht überladen, und jedesmal nur so viel essen, daß man einen guten Appetit zu etwas Mehrerem hat. Die Ueberladung des Magens bey der Wiedergenesung ist äußerst gefährlich, und zum öftern muß man seine Unmäßigkeit mit dem Leben bezahlen. — Wer sich aber nach der überstandenen Krankheit mäßig hält, und vollkommen genest, der weiß es, was es für ein edles Ding um die Gesundheit ist. Ohne Schmerzen seyn, den freyen Gebrauch seiner Glieder und Sinne haben, mit Vergnügen essen und trinken, ruhig schlafen, nach Belieben ausgehen können, den Umgang mit Menschen genießen, nützliche und angenehme Arbeit thun, sein Brod gewinnen, keine Langeweile haben: o! das sind kostbare Dinge, die Niemand so gut zu schätzen weiß, als wer einmal krank gewesen ist.

Aber

Aber das beste, oder vielmehr das einzige Mittel, die Gesundheit zu erhalten, ist die Mäßigkeit und die Vermeidung aller Ausschweifung. Man ißt und trinkt überhaupt mehr, als man zur Gesundheit vonnöthen hat. Die wenigsten Menschen wollen von der einmal angewohnten Lebensart abstehen. Und so wird den Krankheiten Thür und Thor geöffnet. Arbeit, Bewegung und Mäßigkeit sind im Stande, fast unheilbare Krankheiten zu heben, und die verderbteste Gesundheit wieder herzustellen. — Ein gewisser reicher Mann wollte sich um sein Geld gute Tage machen, und lebte daher in Saus und Braus. Die eine Hälfte seines Lebens brachte er mit Schlafen zu, und die andere mit Essen, Trinken und Ergötzungen. Da schlug sich dann allerley liederliches Gesindel dazu, und half dem Menschen sein Vermögen durchjagen. Allein, gute Tage brauchen gute Schultern, wenn man sie ertragen will. Der Mensch hatte kaum sein drey und vierzigstes Jahr erreicht, so bekam er schon Anfälle vom Schlage, und alle Jahre mußte er eine tödtliche Krankheit ausstehen. Aber man kann leicht denken, daß die Köche, die Weinhändler, die Aerzte, und besonders die Schmarozer alles das Ihrige beygetragen hatten, daß das Vermögen des Mannes in kurzer Zeit gänzlich aufgezehrt wurde. Er wollte zwar Schulden machen; aber einem solchen Verschwender borgte Niemand, und endlich wurde er von Haus und Hof gejagt. Jetzt blieb also kein anderes Mittel übrig, als entweder

der zu verhungern, oder sein Brod mit Arbeit zu verdienen. Er ergriff zum Glücke das Letztere. So schwer ihm in den ersten Tagen die Arbeit angekommen war, so schickte er sich doch nach und nach ganz gut darein. Alle Morgen stund er um vier Uhr auf, und oft hatte er nichts als Wasser und Brod. Allein, er wurde glücklich durch sein Unglück. Alle seine Krankheiten verschwanden, und er erreichte bey guter Gesundheit das fünf und siebenzigste Jahr. — So viel vermag Arbeit und Mäßigkeit.

Ueberhaupt sind Krankheiten nie ohne Nutzen: sie lehren uns mehr Behutsamkeit in unserm Betragen; lehren uns die kostbare Zeit besser schätzen, und in allen Dingen mäßiger seyn. Bey allen Krankheiten ist das gewiß der größte Trost, wenn man sich bewußt ist, daß man nicht durch eigene Schuld sich um das unschätzbare Gut der Gesundheit gebracht hat.

Sollte aber über kurz oder lang, wie es ohnehin unvermeidlich ist, die Sterbstunde herannahen, so wollen wir als Christen allen Menschen ein Beyspiel der Geduld und des Vertrauens auf Gott geben; wir wollen getrost die heiligen Sakramente empfangen, wollen alle zeitlichen Geschäfte frühzeitig in Ordnung bringen, und sodann alles Uebrige dem lieben Gott überlassen.

I. Anhang.

Wie wir uns vor der Furcht des Todes bewahren müssen.

Gott hat uns das Leben gegeben, als ein Gut, mit welchem wir wuchern, das heißt, nach Möglichkeit Gutes schaffen und stiften sollen. Wir müssen es daher hoch in Ehren haben, und es ist eine große Sünde, wenn wir sträflicher Weise unsre Gesundheit verderben, und unser Leben abkürzen.

Allein, wir mögen es machen, wie wir immer wollen, so wird doch einmal für uns die letzte Stunde schlagen, und wir werden von dem Schauplatze dieses Lebens abtreten, und in ein anderes Vaterland wandern müssen: denn allen Menschen ist das Gesetz gemacht, daß sie einmal sterben müssen.

Aber nichts fürchten die Sterblichen mehr, als das Sterben; und gleichwohl hat man keinen Grund, sich zu fürchten, wie uns unser Herr und Heiland, Jesus Christus, selbst gelehret hat, der es auch am besten hat wissen können. Was dieser und seine heiligen Apostel sagen, das ist ewige Wahrheit, und darauf kann man sich sicher verlassen. Nun sagt aber Jesus, daß der Tod für den Christen nichts Anders sey, als der Hingang zum Vater. Und die heiligen Apostel sagen, daß der Tod der Anfang eines unsterblichen und bessern Lebens sey.

Wenn

Wenn nun der Tod etwas Gutes ist, wie ers denn auch gewiß ist; warum fürchten wir ihn denn? Ist er aber nichts Gutes; warum machen wir ihn durch unsre Furcht noch schlimmer, und häufen Böses auf Böses?

Es scheint wirklich bey den Meisten, das Christenthum habe uns in diesem Stücke so viel, als gar nichts, genützt. Denn, wenn wir den Tod fürchten, so machen wir es gerade wie die Abgötterer und Heyden, welche von einem andern Leben nichts wissen. Diese beben und zittern vor dem Tode, wie die Kinder vor einem schwarzen Manne. Deßwegen schrieb auch der heilige Apostel Paulus an die Christen in Thessalonich: „Liebe Brüder! fürchtet euch nicht vor „dem Tode: denn das thun nur die Heyden, „weil sie keine Hoffnung der Auferstehung ha„ben. Wir Christen aber glauben, daß Gott „uns, wenn wir einmal entschlafen sind, wie„derum zum Leben erwecken, und zu Jesu in „den Himmel einführen werde, so gewiß, als „Jesus gestorben und wieder auferstanden ist. „Alsdann werden wir immer und ewig bey Gott „seyn. Mit dieser Wahrheit sollet ihr euch be„ständig einander trösten.“

Etwas Tröstlicheres könnte für uns Christen wirklich nicht gesagt werden, als diese Wahrheit, und dieselbe sollte uns billig nicht nur alle Furcht des Todes benehmen, sondern uns den Tod sogar auch erwünschlich machen.

Aus eben der Ursache eiferten die alten Kirchenväter in der ersten Christenheit sehr darüber, wenn sie sahen, daß die Christen bey dem Tode eines ihrer Mitbrüder öffentliche Trauer anzogen, oder auf eine andere Art ihre Traurigkeit an den Tag legten. Einer von diesen Vätern sagt: „Was habet ihr von eurem Chri„stenthume vor den Heyden voraus und am „besten, wenn ihr über eure Abgestorbenen eben „so heulet und jammert, wie sie, und wenn „ihr eben so, wie sie, Trauerfeste und Klag„tage anstellet?“ Das sagt ein heiliger Vater von der Todtentrauer.

Diese närrische und zugleich höchst schädliche Gewohnheit hat sich, leider! bis auf unsere Zeiten erhalten; sie hat aber noch nie Einem etwas genützt, als den Krämern und Tuchhändlern. Oder was hilft es wohl dem Todten, wenn man seinetwegen schwarze Kleider anzieht, und Alles mit schwarzen Tüchern behängt? Schlecht genug, wenn wir dem Abgestorbenen nichts Anderes erzeigen können, als solche Narrenpossen!

Allein, es wäre zu wünschen, daß die Todtentrauer bloß thöricht wäre; sie ist auch in einem hohen Grade schädlich. Oft stirbt ein Vater aus dem Hause, und hinterläßt ein halb Dutzend Kinder, die schon durch diesen einzigen Verlust brodlos geworden sind. Nun ist man aber mit diesem Unglücke noch nicht zufrieden. Die ganze Familie muß klagen, das heißt, im gan=

ganzen Hause muß Alles neu umgekleidet werden, und sich schwarz tragen; man muß für baares Geld noch dazu fremde Leute miethen, die auch mitklagen helfen, und die wir gemeiniglich Seelennonnen oder Klagmütter nennen: und diese kindische Zeremonie muß ein ganzes Jahr und oft darüber dauren. Da müssen dann neue Schulden, neuer Aufwand, neue Unkosten gemacht werden, und dadurch wird oft eine arme Familie völlig ruinirt, oder doch nahe an den Bettelstab gebracht. — Wie sehr wäre zu wünschen, daß doch einmal dieser widernatürliche Brauch aller Orten aufgehoben würde!

Da sieht man, daß wir es uns selbst viel Geld kosten lassen, damit uns der Tod recht fürchterlich, und die Ewigkeit recht kohlrabenschwarz vorkommen möge.

Um aber wieder auf die Furcht des Todes zu kommen, so ist es gewiß, daß uns diese Furcht nicht nur vieles Uebel zufügt, sondern auch alles Gute verdirbt, das wir haben. Das allergroßte Glück macht uns kein Vergnügen, wenn wir beständig fürchten, es zu verlieren: eben so kann auch das allerglücklichste Leben nicht vergnügt seyn, wenn man sich zu sterben fürchtet.

Die heilige Schrift sagt, wir sollen den Tod vor Augen haben; sie sagt aber nicht, wir sollen ihn fürchten. Ein Schütze schießt gewiß nicht gut, wenn er nicht nach der Scheibe und aufs Schwarze zielt: und so kann man auch nicht

gut

gut leben, wenn man den Tod nicht immer vor Augen hat. Eben derjenige, welcher immer an den Tod denkt, und sich gleichsam an ihn gewöhnt, und mit ihm bekannt wird, fürchtet ihn gewiß nicht: denn was man oft sieht, das fürchtet man nicht mehr.

Kleine Kinder fürchten die Leute, welche eine Larve vorhaben; aber wenn man die Larve wegnimmt, so fürchten sie sich nicht mehr. So machen wir es auch mit dem Tode. Wir fürchten ihn, weil unsre Einbildung uns denselben mit einer fürchterlichen Larve vorstellt. Lasset uns nun sehen, ob wir diese Larve nicht abnehmen können, das heißt, ob wir die Ursachen nicht widerlegen können, warum die meisten Menschen den Tod fürchten.

Einige Menschen dauert es, daß sie die Welt so frühe verlassen müssen. — Warum aber dauert es sie? Sie haben ja schon Alles darinn gesehen; ein Tag sieht aus, wie der andere, und eine Nacht, wie alle Nächte. Es giebt kein anderes Licht, keine andere Sonne, keine anderen Sterne, und keinen andern Lauf der Natur, als den wir schon hundertmal gesehen haben. Allenfalls könnten wir in einem Jahre Alles sehen, Winter und Sommer, Frühling und Herbst. Wenn wir aber länger leben, so besteht unsre ganze Arbeit darinne, daß wir alle Tage wieder von Vorne anfangen. — Um den Menschen ist es ein recht wunderliches Ding. Solang er gesund und bey Kräften ist, klagt

er ohne Unterlaß, daß das Menschenleben so voller Kreuz und Widerwärtigkeiten ist. Und sobald es Zeit ist, das Leben zu verlassen, so klagt er wieder aufs neue, daß das Leben so kurz ist, und da möchte er wieder gerne noch viele Jahre in seinem sogenannten Kreuz und Elende fortleben.

Einige bedauren es, daß sie Verwandte und Freunde verlassen müssen. — Allein dort, wo wir hinkommen, da werden wir nicht nur weit mehrere, sondern auch solche antreffen, die wir noch nie gesehen haben; und diejenigen, die wir jetzt so ungerne verlassen, werden auch bald nachfolgen.

Andere beklagen sich, daß sie kleine, unversorgte Kinder zurücklassen. — Allein, diese Kinder gehören Gott mehr zu, als ihrem Vater und ihrer Mutter, und die zärtlichsten Eltern lieben ihre Kinder gewiß nicht so sehr, wie Gott sie liebt, der ihr erster und wahrer Vater ist. Viel hundert solche Kinder sind recht glückliche und rechtschaffene Leute geworden, und zwar noch eher, als andere, die ihre Eltern gehabt haben.

Die allgemeinste Klage ist, daß der Tod uns an einen andern Ort führt, den wir gar nicht kennen. — Aber diese Klage ist für den Christen genug widerlegt, wenn er auch nur bloß beherziget, was oben aus dem Munde Jesu und seiner heiligen Apostel ist angeführt worden.

Mit

Mit einem Worte, ein jeder Mensch, welcher nach christlichen Grundsätzen lebt, wünscht sich den Tod nicht, und fürchtet ihn auch nicht. Es wäre ein Jammer und Elend, wenn wir immer und ewig auf der Welt leben müßten, und in kurzer Zeit vor lauter Menge nicht mehr wüßten, wo aus, wo an. Einer muß dem Andern Platz machen. Aber Keiner darf vor der Zeit, welche ihm der Herr bestimmt hat, eigenwillig von dem Schauplatze abtreten.

Es gereicht einem jeden Christen auch nach dem Tode noch zu einem großen Ruhme, wenn man von ihm sagen kann, daß er sich ohne Widerrede in den Willen Gottes ergeben hat, und seinem Erlöser getrost entgegen gegangen ist. Denn wir mögen leben oder sterben, so stehen wir allezeit in der Hand Gottes, der unser Vater ist, und uns durch den Tod zu einem neuen Leben einführen will.

2. Anhang.

Von milden Stiftungen und Vermächtnissen.

Hier, meyne ich, wäre Gelegenheit, von den milden Stiftungen zu reden, die von vermöglichen Personen, welche keine Kinder haben, in den letzten Krankheiten gemacht zu werden pflegen. Der Artikel von Stiftungen ist von sehr großer Wichtigkeit: denn mit einer einzigen Stiftung, welche vernünftig angelegt wird, kann man oft über eine ganze Gemeinde ein Glück

Ver=

verbreiten, welches auf ewige Zeiten fortdauert. — Aber gemeine Leute haben in dieser Sache das rechte Licht nicht, und darum will ich ihnen in diesem Hauptstück selbes ein wenig anzuzünden trachten.

Wenn reiche Leute auf dem Krankenbette liegen, und den Tod vor Augen sehen, so wissen sie wohl, daß sie ihr Geld nicht mitnehmen können. Sie machen also, noch ehe sie sterben, eine Verordnung, daß ihr Vermögen nach ihrem Tode auf die möglichst beste Art sollte verwendet werden. Es wird wohl unter Tausenden kaum Einen geben, der durchaus haben wollte, daß sein Geld nach seinem Tode auf einen thörichten, oder wohl gar sündhaften Endzweck sollte ausgelegt werden. Wir lesen, daß einstens Einer im Testamente sein Reitpferd zum Erben aller seiner Güter eingesetzt habe. Eine gewiße Fürstenperson hinterließ ihren Hunden namhafte Stiftungen mit jährlichen Zinsen. Und eine Frau vermachte ihren Katzen fünfhundert Reichsthaler. Diese Leute haben sich durch ihr Testament wahrlich nicht viel Ehre gemacht: sie haben nur ihren Unsinn und Thorheit verewiget.

Es giebt aber Andere, die ihr Vermögen zwar besser, jedoch auch nicht am besten verwendet haben. Denn einige ihrer Stiftungen nützen zwar mehreren Menschen, aber gemeiniglich nur solchen, die ohnehin schon gut stehen, und folglich keiner milden Beysteuer bedürftig sind. In

Bayerische Staatsbibliothek München

diesem Falle ist es also gerad, als wenn man das Geld in den Bach geworfen hätte.

Soviel ist gewiß, daß nur diejenige Stiftung vernünftig und Gott gefällig ist, welche viel Gutes unter den Menschen hervorbringt. Je mehr Gutes dadurch veranlasset wird, desto mehr Segen und Dank wird dem Stifter in die Ewigkeit nachgeschickt. Jede Stiftung darf keinen andern Zweck haben, als den Menschen tugendhafter, besser und glücklicher zu machen: denn selbst der liebe Gott im Himmel verlangt und wünschet dieses. Es ist zwar schön und löblich, wenn man für arme Leute ein Almosen stiftet; aber noch schöner ist es, wenn man die Stiftung so anzulegen weiß, daß die Leute aus der Armuth nach und nach völlig heraus gerissen werden, und des Almosens gar nicht mehr bedürfen. So ists auch nicht ganz zu verwerfen, wenn z. B. in einer Spende auf einmal hundert Gulden etwa unter ein Paar tausend Menschen ausgetheilt werden; aber noch viel besser ist es, wenn alle hundert Gulden einer einzigen Familie geschenkt werden, die dadurch aus ihrer Noth kömmt, und in bessere Umstände versetzt wird. Mit einem Worte: Je besser unserm Mitbruder geholfen ist, und jemehr die geleistete Hülfe den Menschen zur Tugend und zum Wohlverhalten antreibt, desto nützlicher und lobenswürdiger ist die Stiftung. Stiftungen, die keinen allgemeinen Nutzen bringen, oder Stiftungen, wodurch der Mensch im geringsten nicht

ge-

gebessert wird, sind gar nicht werth, daß man sie Stiftungen nennet: man erziehet damit nur Faullenzer, Tagdiebe und Bettelleute.

Ich will aus hundert schönen Stiftungen nur eine oder die andere anführen, und jeden Vernünftigen selbst urtheilen lassen, ob sie nicht wahrhaft lobenswürdig sind.

1. In einem gewißen Dorfe hat ein Bauer zwanzig Gulden angelegt, die alle Jahre einen Gulden Zins abwerfen. Nach zehn Jahren müssen die zehn Gulden demjenigen Dienstbothen gegeben werden, welcher zehn Jahre bey einer und der nämlichen Herrschaft im Dienste gestanden ist. — Durch dieses kleine Vermächtniß wird nicht nur der treue Dienstboth belohnt, sondern es werden dadurch auch viele andere Dienstbothen zu gleicher Treue und Redlichkeit aufgemuntert.

2. Im Jahre 1777 hat eine reiche Frau in Nürnberg, Namens Felizitas von Hörmann, ihr eigenes Haus einer Schule geschenkt, und dazu verordnet, daß jährlich fünfzehn arme Knaben und eben soviel arme Mädchen völlig unentgeltlich im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthume unterrichtet werden, auch dazu die nöthigen Bücher, Papier, Dinte, Federkiele und Bleystift bekommen sollen. Diese Kinder haben vier Jahre ihr Bleibens in der Schule, auch bekömmt jedes Kind wöchentlich einen Laib Brod, jährlich einmal ein Jedes vier Ellen wei-

ßes Tuch, ein Paar neue Schuhe, und ein Paar neue Strümpfe, und wenn sie das erstemal zum Tische des Herrn gehen, werden sie vom Fuße auf neu gekleidet.

3. Im Jahre 1785 wollte ein Bauer aus einem gewißen kleinen Dorfe vierzig Gulden einer ohnehin vermöglichen Kirche vermachen. Der Pfarrer des Ortes aber, welcher eigentlich von dieser Stiftung den Nutzen gehabt hätte, stellte dem Bauer vor, daß im Dorfe ziemlich viel arme Kinder wären, derer Eltern es nicht vermöchten, das Schulgeld zu bezahlen; er würde also ein viel bessers Werk thun, wenn er dieses Geld für die armen Kinder auslegte, damit sie lesen und schreiben lernten. Der Bauer ließ sich bald dazu bereden, und das Geld kömmt jetzt den armen Dorfkindern zu gut, welche alle Tage zweymal für ihren Wohlthäter ihr unschuldiges Gebeth zum Himmel schicken.

4. Zu Salenci, einem Dorfe in Frankreich, ist eine uralte und besonders merkwürdige Stiftung; es hat sie der heilige Bischof Medardus, welcher in diesem Dorfe gebohren war, schon vor zwölfhundert Jahren gemacht, und sie dauert noch bis auf den heutigen Tag fort. Vermöge der Stiftung müssen alle Jahre demjenigen Mädchen, welches im Dorfe als das tugendhafteste und fleißigste befunden worden ist, zwölf Gulden an Geld, und ein Kranz von Rosen geschenkt werden. Der Tag, an welchem dieses geschieht, wird das Rosenfest genannt.

Laut

Laut des Stiftbriefes muß das Rosenmädchen nicht nur selbst eine untadelhafte Aufführung haben, sondern auch ihre Eltern, und alle ihre Geschwister müssen unsträflich seyn; der geringste Tadel oder Vorwurf, den man ihrer Familie machen könnte, wäre hinreichend, sie von der Belohnung auszuschließen. Alle Jahre schlagen daher die Bauern des Dorfes einen Monat zuvor drey Mädchen vor, und der Gerichtsherr hat das Recht, Eine von diesen Dreyen zum Rosenmädchen zu erwählen. Wenn dieser eine ernannt hat, so wird ihr Name von dem Pfarrer öffentlich auf der Kanzel kund gemacht, damit Jedermann die Wahl untersuchen, und die Bedenklichkeiten, welche man allenfalls über das Mädchen haben möchte, an seinem gehörigen Orte anbringen könnte. Alles wird da mit der strengsten Unpartheylichkeit untersucht, und erst, wenn das Mädchen ohne Vorwurf ist, bleibt es dabey, daß sie gekrönt wird. Die Krönung geschieht auf folgende Weise. Am Achten Brachmonats, als am Festtage des heil. Medardus, begiebt sich das Rosenmädchen um zwey Uhr Nachmittags auf das herrschaftliche Schloß unter dem Schalle der Trommeln, Geigen und Sackpfeifen; sie selbst geht in schneeweißer Kleidung und mit gekräuselten Haaren, die in großen Locken um ihre Schultern und über ihren Rücken fliegen. Ihre nächsten Anverwandten, und noch zwölf andere Dorfmädchen, ebenfalls in weißer Kleidung, begleiten sie, nebst zwölf Jünglingen, derer ein Jeder Eines von diesen

Mäd-

Mädchen an der Hand führt. Wenn sie nun an dem Schloße angekommen sind, so empfängt der Gerichtsherr persönlich das Rosenmädchen; sie macht ihm ein kleines Kompliment, und dankt ihm dafür, daß er ihr den Vorzug vor Andern gegeben habe. Der Gerichtsherr reicht ihr alsdann die Hand, und führt sie in Begleitung der Musikanten und des Volkes in die Kirche, wo sie in der Mitte des Chors, auf einem Stuhle kniend, die Vesper hört. Nach der Vesper geht die Geistlichkeit und das Volk in feyerlichem Umgange nach der Kapelle des heil. Medardus. Hier liegt auf dem Altare der Kranz, und der Pfarrer weihet ihn. Dieser Kranz ist von frischen Rosen, und mit einem blauen Bande umwunden, und vorne mit einem silbernen Ringe geziert, welchen die Könige von Frankreich, um ihr Wohlgefallen an dieser Feyerlichkeit zu bezeigen, jedesmal selbst geschickt haben. — Wenn nun der Kranz geweiht ist, hält der Pfarrer eine kurze Rede, welche auf diese Feyerlichkeit paßt, und nachher setzt er dem Rosenmädchen, welches vor ihm kniet, den Kranz auf, und giebt ihr zugleich die zwölf Gulden. Nach diesem Akte führt der Gerichtsherr das gekrönte Rosenmädchen sammt dem ganzen Gefolge, wieder in die Pfarrkirche, wo man einen fröhlichen Lobgesang anstimmt, während die jungen Dorfleute aus ihren Flinten ein Salve geben. Alsdann geht der Zug aus der Kirche zurück ins Dorf. — Hier steht schon ein Tisch gedeckt, worauf Wein in zween Krügen, und ein Krug frisches Brunnen

nenwasser, zwey weiße Semmeln, ein halbhundert Nüsse, und Käse für fünf Kreuzer befindlich sind. Diese kleine Mahlzeit giebt die Dorfgemeinde. Darnach verfügt sich die ganze Gesellschaft auf den Schloßhof unter einen großen Baum, wo der Gutsherr mit dem Rosenmädchen den Tanz eröffnet, welcher sich erst mit Untergang der Sonne endiget. Tags darauf ladet das Rosenmädchen alle ihre Gespielinnen Nachmittags auf eine kleine Mahlzeit zu sich, worauf allerley ländliche Spiele und Lustbarkeiten folgen.

Es ist nicht auszusprechen, wie viel Gutes dieses Rosenfest schon gewirkt hat. Das Dorf Salenci zählt gegen fünf hundert Einwohner, und es ist recht zu bewundern, wie sehr diese Stiftung noch jetzt alle Dorfleute zur Tugend aufmuntert. Weit und breit findet man keine Leute, die so arbeitsam, so mäßig, so ehrbar, so tugendhaft sind, wie diese Dorfleute. In der ganzen herumliegenden Gegend sind die meisten Bauern sehr grob, ausgelassen und lasterhaft; aber sobald man in das Dorf Salenci kömmt, glaubt man in einer andern Welt zu seyn. Man kann kein einziges Beyspiel aufweisen, daß ein Mädchen sich eines groben Vergehens schuldig gemacht hätte, und auch alle übrigen Einwohner stehen in dem Rufe eines vorzüglich tugendhaften Wandels. — Für das gekrönte Rosenmädchen ist das Rosenfest von ganz besonderm Vortheile. Die zwölf Gulden, welche sie

dabey empfängt, sind das Wenigste. Aber desto grösser ist die Ehre, daß sie öffentlich für tugendhaft erklärt worden, und diese Ehre ist für sie ein großer Brautschatz: denn sie erhält dadurch allemal die gewisse Hoffnung, eine gute und glückliche Heurath zu treffen.

Was würde man aus dem Menschen nicht Alles machen können, wenn man keinem Andern, als nur demjenigen Ehre und Belohnung gäbe, der sich durch Tugend und Wohlverhalten auszeichnet? — Sollte wol eine so preiswürdige Stiftung nicht auch an andern Orten eben den Nutzen schaffen, welchen sie zu Salenci verschafft?

5. Zu St. Ferieux, einem Dorfe unweit der Stadt Bisanz in Frankreich, ist ein Fest gestiftet worden, welches das Sittenfest genannt wird. Alle Jahre, am Sonntage nach dem Ludwigstage, wird demjenigen Mädchen ein Preis zugesprochen, welches sich durch kindliche Treue, durch häuslichen Fleiß, durch ein sanftes Betragen und andere dergleichen schöne Tugenden vorzüglich hervorgethan hat. Der Preis ist fünfzig Gulden an Geld, ein feiner Schleyer, ein Kranz, ein silbernes Kreuz, worauf die Ueberschrift steht: Die Tugendhafteste. Es wird an diesem Tage noch ein anderes Mädchen zugleich gekrönt, welches in den ebengenannten Tugenden der Ersten am nächsten kömmt. Die Austheilung des Preises geschieht unter feyerlichen Zeremonien, welche den Herzen aller Zu-

schau-

schauer Liebe und Hochachtung für die Tugend einflößen. Dieses Sittenfest ist im Jahre 1776 mit einem besonders großen Gepränge gefeyert worden, und eine unglaubliche Menge Volks wohnte dieser Feyerlichkeit bey. Nur aus der Stadt Bisanz allein waren bey zehn tausend Menschen zugegen. Was das für eine Ehre und für ein Triumph gewesen seyn muß!

Diese schöne Stiftung hat auch in Teutschland Nachahmer gefunden.

6. Herr von Ketelhod, geheimer Rath zu Rudolstadt in Thüringen, hat auf seinem Landgute ein Tulpenfest gestiftet, wo an einem gewißen Tage unter die Schulkinder, welche alle mit Tulipanen geziert sind, gute Schulbücher und andere Geschenke ausgetheilt werden.

7. Eben dieser Herr von Ketelhod hat ein Kapital von sechs hundert Thalern angelegt, zu dem Ende, daß von seinen Unterthanen im Dorfe Lichstädt alle Jahre ein Rosenfest sollte gefeyert werden. Hier wird ebenfalls das tugendhafteste Mädchen gewählt. Am Ulrichstage wird dasselbe von den Mädchen und Jünglingen, welche alle mit Rosen geschmückt sind, feyerlich in die Kirche geführt. Sobald sie daselbst angelangt sind, wird ein Gesang zur Ehre des Rosenmädchens gesungen. Nach dem Gesange führt der Stifter sie vor den Altar hin, und da setzt ihr der Geistliche nach einer kurzen Anrede den von Rosen geflochtenen

Kranz

Kranz auf, und zugleich erhält sie ein Geschenk von zwanzig Thalern. Darnach wird das belohnte Tugendmädchen von allen Jünglingen, Mädchen, und einer Menge anderer Zuschauer unter allgemeinem Frohlocken auf das adeliche Gut begleitet. Die Jünglinge werfen hier nach einem Kegel, und wer ihn zuerst umwirft, der hat die Ehre mit dem Rosenmädchen einen ländlichen Tanz zu thun, und mit dieser unschuldigen Freude wird das Fest beschlossen.

8. Zu Pfullendorf, einer Stadt im Großherzogthum Baden, haben zwey Brüder aus der Walterischen Familie vor mehreren Jahren eine ruhmwürdige Lotterie errichtet, und hierzu ein Kapital von vier tausend Gulden angelegt. In diese Lotterie wird nichts eingesetzt, sondern nur herausgezogen. Es sind mehr nicht als drey einzige Treffer darinn; nämlich zwey zu fünfzig Gulden, und einer zu vierzig Gulden. Zum Ausziehen werden alle bürgerliche Knaben und Mädchen von Pfullendorf eingeladen, welche wenigstens fünfzehn Jahre alt sind, zugleich aber einen guten Ruf, und nicht über siebenzig Gulden im Vermögen haben. Für die Knaben ist ein Loos zu fünfzig Gulden ausgesetzt; für die Mädchen ebenfalls eines zu fünfzig Gulden, und das andere zu vierzig Gulden. Diejenigen, welche leer ausgehen, bekommen doch auch etwas Weniges zu einiger Ergötzlichkeit. Der Knab, welcher das Loos zu fünfzig Gulden bekömmt, muß seinen Gewinn zur Erler-

nung

nung eines Handwerks, die beyden Mädchen aber müssen den ihrigen zur Vermehrung ihres Heurathguts anwenden. Im Jahre 1787 den 22. Hornungs ist, nach verrichtetem öffentlichem Gebethe, die erste Ziehung dieser Lotterie auf dem Rathhause zur Freude für die armen Kinder öffentlich vollzogen worden. Es waren neun Knaben und fünf und vierzig Mädchen zugegen, und Alles gieng in bester Ordnung vor sich.

* * *

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auch von einigen nützlichen Bruderschaften Erwähnung zu thun, welche für die Menschheit höchst wohlthätig sind, und Nachahmung verdienen.

1. Zu Lyon in Frankreich wurden im Jahre 1778 wegen einer stark grassirenden Krankheit die Faschingslustbarkeiten eingestellt. Da dachten vier junge Mädchen nach, ob sie nicht diese Lustbarkeiten auf eine andere Weise ersetzen könnten. Ihr edeldenkendes Herz gab ihnen den schönsten Gedanken ein, und sie erfanden eine neue Art von Freude, welche alle Faschingsfreuden weit übertrifft. Sie verabredeten sich nämlich unter einander, daß sie ihr weniges Geld, welches sonst zu einer kleinen Lustbarkeit wäre bestimmt gewesen, zusammenlegen, und davon ein armes Mädchen vom Fuße auf kleiden wollten. Sie thaten es, verfertigten mit eigner Hand alle Kleidungsstücke bis auf die Schuhe,

und stellten ein armes Kind gut und dauerhaft von Fuß auf gekleidet her. Diese schöne Handlung wurde in der Stadt bald bekannt, und da zeigten sich auch sogleich mehrere Liebhaberinnen, welche bereitwillig waren, in diese wohlthätige Gesellschaft einzutreten. Die Anzahl der Mitglieder vermehrte sich mit jedem Jahre, und die vier Stifterinnen blieben bis auf den heutigen Tag die Vorsteherinnen dieser Gesellschaft aus fünfzig Mitgliedern, worunter auch vornehme Matronen sich befinden. Jedes neue Mitglied erlegt bey seiner Aufnahme ein Geschenk in die Sparbüchse, und bestimmt dabey den monatlichen Beitrag. Im obigen Jahre war die Gesellschaft schon im Stande, sechs und dreyßig Mädchen zu kleiden. Anfänglich schien die Sache ein bloßes Kinderspiel zu seyn; und jetzt scheint es, als ob der Segen des Himmels auf dieser kleinen Stiftung ruhe.

2. Zu Landsberg in Baiern pflegt eine Anzahl von Männern, nach vollendeten Berufsgeschäften, fast alle Abende zu einer kurzen Ergötzung sich in einem Gasthause zu versammeln. Eines Tages, als sie eben auseinander gehen wollten, trat Einer aus ihnen unter die Gesellschaft, und sprach: „Meine Herrn! so fröhlich und vergnügt sind wir noch nie beysammen gewesen, wie heute. Nun aber könnten wir unser Vergnügen noch um ein Merkliches erhöhen, und zugleich unserm Herzen Ehre machen, wenn wir einen Armen aus unsrer Stadt mit einer mild-

thä-

thätigen Gabe erfreuen würden. Wohlan! giebt Jeder aus uns, ehe wir auseinander gehen, ein Achtgroschenstück, so ist einem Armen geholfen, und unsre Freude ist vollkommen.

Der muntere Anschlag fand Beyfall, und Alle brachten willig das verlangte Opfer dar, Manche auch Etwas darüber.

Eben hatte um dieselbe Zeit ein armer vaterloser Knabe durch einen unglücklichen Fall ein Bein gebrochen, und da zeigte sich sogleich die erste Gelegenheit, Gutes zu thun. Kein Wundarzt wollte den Knaben wegen bekanntem Unvermögen der Mutter in die Kur nehmen; aber die Gesellschaft traf sogleich die thätigsten Anstalten, und nahm die Kurkosten auf sich. Nachdem der Knabe vollkommen hergestellt war, wurde er von der Gesellschaft gekleidet, und erhielt zugleich einen guten Geldbeytrag zur Erlernung der Gärtnerey.

Noch in demselben Jahre wurden von den freywilligen Beyträgen vier arme Mädchen und eben so viele Knaben ganz neu gekleidet. Da erschienen dann die Kinder jedesmal in ihrem neuen Anzuge vor der Gesellschaft, und erstatteten jedem Wohlthäter ihren kindlichen Dank.

Das war für die rechtschaffenen Männer ein rührender und herzerhebender Anblick. Alle wünschten, diese Freude noch öfter zu genießen, und in Kurzem entschlossen sie sich, alle Monate eine bestimmte kleine Summe zum löblichen

Zwecke

Zwecke beyzutragen. Die Anzahl derer, die in diese wohlthätige Gesellschaft zu treten verlangten, wurde immer größer, der Beytrag gesegneter und die Hülfe, die man den Armen leistete, ergiebiger.

Seitdem erstreckt sich die Wohlthätigkeit dieser Gesellschaft nicht bloß auf arme Kinder, sondern auf alle Hausarme ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes; aber vorzüglich wird dabey Rücksicht genommen auf die Knaben, die aus Armuth keine Handthierung zu erlernen, und auf Mädchen, die aus Mangel einer anständigen Kleidung keinen Dienst anzutreten vermögend sind.

Folgende zwey Züge machen der Gesellschaft vorzüglich Ehre.

I. Eine Soldatenfrau und gebohrne Landsbergerinn, deren Mann in kaiserlichen Diensten und in den Niederlanden war, kam in Landsberg mit einem Knaben nieder, der aber der Mutter das Leben kostete. Die Schwester der Verstorbenen, eine Uhrmachersfrau, nahm zwar das Kind zu sich; allein, da sie auch viele Kinder hatte, so mußte sie wegen dieser neuen Annahme von ihrem Manne manche bittere Vorwürfe hören, und die häusliche Zufriedenheit war beynahe ganz verloren gegangen. Kaum hatte die wohlthätige Gesellschaft dieses erfahren, so nahm sie sich der Erziehung des Knabens an, gab ihn in die Kost, und bezahlte für ihn. Indessen hatte der Vater des Kindes in den Nie-

der-

derlanden von der Geburt seines Sohns und vom Tode seiner Frau Nachricht erhalten, und sendete im Jahre 1794 von einer im Felde gemachten Beute zur Erziehung seines Kindes 100 Gulden nach Landsberg. Das Geld wurde sogleich bey dasiger Stadtkammer auf die Zinse gelegt, und demungeachtet wurden alle Erziehungskosten von der Gesellschaft bezahlt.

II. Ein Handwerkspursche, von Profession ein Kistler, protestantischer Religion, wurde einst von dem Bettelvogte zur Stadt hinausgeschafft, und mußte, weil er mit einem starken Fieber behaftet war, in dem nächsten Dorfwirthshause seine Herberge suchen. Zufälliger Weise befanden sich in eben diesem Wirthshause zwey Mitglieder der Gesellschaft, welche sogleich Anstalten trafen, daß der Pursche in die Stadt gebracht, und auf Kosten der Gesellschaft kurirt und verpflegt wurde. —

Die Gesellschaft hat drey Vorsteher, einen Geistlichen, und zwey Weltliche, nebst einem Kassier, welcher zugleich Schreibersdienste versieht und die Rechnung führet. Diese Aemter werden unentgeltlich verwaltet. — Monatlich werden die Beyträge gesammelt, und alle drey Monate tritt die Gesellschaft zusammen, da wird über Einnahme und Ausgabe Rechnung geführt, und dieselbe auch den Mitgliedern, die etwa nicht zugegen seyn konnten, mitgetheilt. In der Versammlung werden entweder neue Arme vorgeschlagen, oder die vorigen Beyträge bestättiget.

Es

Es ist unter Andern weislich eingerichtet, daß man den Armen nie das baare Geld in die Hände giebt, weil allenfalls zu besorgen wäre, daß Mancher nicht den besten Gebrauch davon machen würde; sondern ein Mitglied der Gesellschaft bezahlt den Schuhmacher, den Schneider, den Bäcker oder den Bauer, und liefert dem Armen die Schuhe, das Kleidungsstück, das Brod, oder Holz selbst in das Haus.

Vorzüglich läßt es die Gesellschaft sich angelegen seyn, nach dem Verhalten ihrer Pflegsöhne, insonderheit der Schüler bey den Schullehrern, und der Lehrpursche bey den Handwerksmeistern fleißige Nachfrage zu thun, damit die Wohlthaten nicht vergeblich vertheilt, oder auf Unwürdige verschwendet werden. Der edle Zweck dieser nachahmungswürdigen Gesellschaft ist kein anderer, als den leidigen Bettel und den schändlichen Müßigang aus der Klasse der ärmern Bürger gänzlich zu verbannen, und aus denjenigen Armen, die aller Hülfe und Unterstützung beraubt sind, fleißige Handwerksleute und nützliche Bürger zu machen.

III. Zu Augsburg haben sich vor mehreren Jahren einige Bürger vereiniget, und im Sommer wochentlich Jeder einen Groschen zusammengelegt, wofür sie dann Holz kauften, und es vor Weihnachten an Hausarme vertheilten. Dieses Liebeswerk, als es bekannt ward, fand so vielen Beyfall, daß mehrere wohlhabende Kaufleute, Magistratspersonen, die Geistlichkeit, ja

selbst

selbst der Erzbischof zu Trier, und Bischof zu Augsburg ꝛc. durch bedeutende Geldbeyträge daran Theil nahmen. Jetzt hat sich die Sache schon so vergrößert, daß über 200 Mäß Holz hiezu erforderlich sind. Dem Armen wird seine Portion Holz, wovon sechs ein Mäß machen, vor die Wohnung gebracht, wozu die Gutthäter das Fuhrwerk unentgeltlich hergeben. Auch die übrigen Bürger, welche das Holz auf- und abladen, und was sonst zur Besorgung dieses Geschäftes gehört, verrichten, arbeiten Alle unentgeltlich. Wer den Preis des Holzes, wovon das Mäß dort zur Winterszeit fast immer 10 fl. kostet, überdenkt, und das Bedürfniß einer warmen Stube für alte, kranke und bedürftige Personen kennt, wird den Werth dieser kleinen Wohlthat zu schätzen wissen. Gott gebe der Anstalt lange Dauer.

* * *

Soviel von milden Stiftungen und wohlthätigen Bruderschaften. Niemand wird die angeführten Beyspiele tadeln können: denn sie gründen sich auf die allgemeine Wohlfahrt der Menschen, und zielen alle auf den schönen Zweck hin, Gutes unter den Menschen zu befördern.

Wenn vermögliche Leute sterben, so hinterlassen sie zu ihrem Andenken entweder ein vergoldetes eisernes Kreuz, oder einen schön bemalten Sarg, oder einen theuern Marmorstein, den sie sich auf das Grab setzen lassen. Auf

eine solche Art wollen sie ihr Andenken verewigen. Allein, alle diese Dinge sind vergänglich: das Eisen rostet, das Holz fault, die Farben verwittern, und die Steine brechen. Wenn auch solche Denkmäler zwey oder drey hundert Jahre stehen, so denken doch die Nachkommen schon gar nicht mehr an den reichen Mann, der da begraben liegt, sondern gehen vor seiner kostbaren Grabstätte eben so gleichgültig vorbey, wie vor dem hölzernen Kreuze, welches auf dem Grabe des Armen aufgepflanzt ist.

Um wie viel besser wäre es, wenn man sich ein Denkmal stiftete, nicht auf dem todten Boden, sondern in den Herzen der Lebendigen, ein Denkmal der Liebe und der Wohlthätigkeit, welches nie zerfällt und nie vermodert, so lang Menschen auf Erden leben. Eine solche Stiftung werden die Engel im Himmel in das Buch des Lebens eintragen; Jesus wird seinen fruchtbaren Segen darüber ausgießen, die Menschen, welche an dieser Wohlthat Antheil nehmen, werden ihren Dank und ihr Gebeth ohne Unterlaß zum Himmel schicken, und der himmlische Vater wird den Wohlthäter seiner Mitmenschen mit einer eigenen Krone beehren.

Siebentes Hauptstück.

Vom Ehestande.

Der Ehestand wird oft ein Wehestand.

Der Ehestand ist unter allen Ständen der erste, älteste und verehrungswürdigste: er ist der Grund und die Quelle der menschlichen Gesellschaft.

Aber im Ehestande giebt es nichts Mittelmäßiges. Der Ehestand ist entweder ein großes Glück, oder ein großes Elend; entweder ein Paradies, oder eine lebendige Hölle. Ein Mittelding findet da nicht statt.

Auf eine gute Wahl kömmt Alles an. Ist die Wahl gut getroffen, so haben die Eheleute ihren Himmel auf der Welt; ist sie aber nicht gut ausgefallen, so ist Reu und Kummer, Ach und Weh ihr lebenslänglicher Antheil. Wenn es so viel Elend und Unglück, so viel Verdruß und Mißvergnügen im ehelichen Leben giebt, so kömmt es hauptsächlich nur daher, daß so viele Leute ohne Verstand und ohne Ueberlegung heurathen. Wer den Ehestand antreten will, muß zuvor wohl bedenken, ob er im Stande ist, ein

Hauswesen geschickt zu führen, Kinder gut zu erziehen, und sich und den Seinigen das tägliche Brod zu gewinnen. Aber junge Leute denken selten so weit; und darum sehen wir so viele unglückliche Ehen.

Einige heurathen bloß nach Geld, und Andere bloß nach Schönheit. Unter hundert solchen Ehen schlägt kaum Eine gut an.

1. Wenn du heurathen willst, so sieh nicht bloß auf Geld und Reichthum. Keine Heurath ist so gefährlich, wie die Heurath nach Geld. Wenn man einmal von der Person nichts Anders, als Geld, verlangt, so läßt man alle die bessern Eigenschaften außer Acht, welche doch eigentlich das Glück im Ehestande ausmachen sollten. Da fragt man nicht mehr, ob die Person häuslich, tugendhaft, geschickt und ordentlich ist; sondern die einzige Frage ist: Wie viele Tausende bringt die Person an baarem Gelde? wie viele Tausende bekommt man in Fristen? und wie viele Tausende hat man zu hoffen vom väterlichen und mütterlichen Erbtheile? Und wenn schon die Person offenbare Fehler und merkliche Untugenden an sich hat, so deckt man alle diese Mängel geschwind mit Dukaten zu, und da meynt man, ist Alles gut. Aber da ist man allzeit recht jämmerlich angeführt. Wenn die jungen Eheleute einige Zeit beysammen sind, da lernen sie sich einander erst

recht

recht kennen, und anstatt daß Eines an dem Andern gute und liebenswürdige Eigenschaften wahrnehmen sollte, so zeigen sich alle Tage neue Fehler und Untugenden. Da begreift man erst, daß das Geld allein den Ehestand nicht glücklich macht. Da kömmt dann allgemach die bittere Reue — aber allzu spät. Man hätte die Sache vorher reifer überlegen, und der Person besser nachfragen sollen!

Aber bey der Geldheurath sind noch zwey andere Punkte sehr bedenklich. Erstens. Man macht den Reichthum gemeiniglich um Vieles größer, als er ist, und in dieser Sache wird oft entsetzlich gelogen. Oft macht man eine Person, die man gerne anbringen möchte, tausend Thaler reich, da sie kaum die Hälfte aufzählen kann; und manchmal verspricht man eine großmächtige Summe entweder baar, oder in Fristen, und wenn es auf die Bezahlung ankömmt, so sieht man kaum den sechsten Theil davon. Da hört man dann nach der Hand unter den Eheleuten die ewigen Vorwürfe, daß man betrogen worden sey. Und eine solche Ehe kann nicht anders, als höchst unfriedlich und traurig seyn, wie es viele Beyspiele beweisen.

Zweytens. Gesetzt aber auch, man finde sich an der Summe ganz und gar nicht betrogen, und man habe fast noch mehr erheurathet, als versprochen worden ist: so ist es doch bekannt, daß oft der Reichthum selbst zur Uneinigkeit unter den Eheleuten Gelegenheit giebt.

Wie

Wie oft muß sich der Mann den Reichthum vorwerfen lassen, welchen er von seinem Weibe erheurathet hat? Der Mann darf nur das Mindeste thun, was der Frau nicht gefällt, so heißt es gleich: Von mir ist die Sache; ich habe dich aus der Noth herausgehoben; ich habe deine Geschwistern ausgesteuert; ohne mich wärest du ein Bettler ꝛc. Alles dieses muß man sich entweder gefallen lassen, und stillschweigend hinunterschlucken; oder es setzt fürchterliche Donnerwetter ab, und der eheliche Friede hat auf ewig ein Ende. — Hat der Mann ein sehr reiches Weib bekommen, so muß er ihr auf allen Seiten ausweichen, muß ihr in allen Stücken nachgeben, muß ihr tausend Fehler übersehen und dazu stillschweigen, wenn es schon Fehler sind, die dem Hauswesen zum höchsten Nachtheile gereichen, und die sogar eine englische Geduld ermüden könnten. Nun, was nützt eine Person, die zwar reich, aber dabey zänkisch, stolz, verschwenderisch, oder eine dumme Gans ist? All das erheurathete Geld wandert in kurzer Zeit aus dem Hause, und in wenigen Jahren ist man noch ärmer, als zuvor.

Ein gewisser Bürgerssohn auf dem Lande hatte von seinem Vater viele Güter ererbt, und er war der Reichste im Orte. Der junge Mensch hätte bey seinem großen Reichthume gar nicht nöthig gehabt, nach Geld zu heurathen, sondern hätte sich nach Herzenslust eine wackere und tugendhafte Gattin auswählen können, wenn

sie

sie schon eben nicht reich gewesen wäre. Aber dem guten Menschen waren alle Landmädchen viel zu schlecht. Er wollte eine recht Vornehme heurathen, und nahm sich eine Frau aus der Stadt; diese brachte ihm Geld wie Laub. Jetzt wußten Beyde nicht, wie reich sie waren. Die junge Frau war zwar aus einem guten Hause, hatte aber von der Hauswirthschaft so wenig Kenntniß als ein neugebornes Kind; sie konnte auf der lieben Welt nichts, als sich recht hübsch ankleiden, Kaffee trinken, und ein wenig stricken. Das war ihr Alles. Es war keine Lustbarkeit weit herum, wo sie nicht zugegen war, entweder gefahren oder gegangen. Der Mann durfte ihr nichts abschlagen: denn sie war eine gar hohe Frau, und begehrte Respekt für ihr Geld. Die Dienstbothen hatten ihren Hauptspaß mit ihr, und betrogen sie im Angesichte der Augen. Einsmals kam sie in die Küche, und da sah sie, wie eben die Magd von der Milch den Rahm abschöpfte, und ihn aß. Die Frau fragte: Was thust du da? Die Magd antwortete: Ich muß ja die Milch abschäumen, und ehe ich den Schaum ins Feuer werfe, will ich ihn lieber essen. Und damit ließ sich die junge Frau abspeisen. Man kann leicht denken, was das für eine Wirthschaft war. Die Frau hatte freylich ein ansehnliches Vermögen vom Hause mitgebracht, aber in wenig Jahren war dasselbe durch lauter Lustbarkeiten und kostbare Tändeleyen aufgezehrt. Bald darnach kamen sie in Schulden, und von den Schulden in die

bit=

bitterste Noth. Sie hätten am Ende verhungern müssen, wenn nicht gute Leute gewesen wären, die sich über sie erbarmet und ihnen das Almosen gegeben hätten.

Alle Städte, Märkte und Dörfer sind voll von Beyspielen, wie unglücklich solche Ehen ausgefallen sind, wo man die bessern Eigenschaften des Menschen außer Acht läßt, und von der Person nichts anders, als nur Geld, verlangt. Ganz anders machte es der Soldat in folgendem Beyspiele. — In England wurde ein gemeiner Soldat, welcher auf der Welt nichts hatte, auf Einmal so glücklich, daß er wider alles Vermuthen von einem seiner Anverwandten vierzigtausend Gulden erbte. Er kaufte sogleich

gleich seinen Abschied, und heurathete eine arme Gärtnerstochter, weil er sie und sie ihn schon viele Jahre geliebt hatte. Seine Freunde waren mit dieser Heurath höchst unzufrieden, und lagen ihm beständig in den Ohren, daß er doch eine reichere und vornehmere Frau nehmen sollte. Allein, er blieb bey seinem ersten Entschlusse, und sagte: Eine jede andere Frau hat vielleicht mein Geld lieber, als mich; aber die Gärtnerstochter hat mich schon geliebt, da ich noch arm war, und ich selbst liebte sie, weil ich sie tugendhaft fand. Jetzt soll sie auch zur Belohnung ihrer Tugend an meinem Glücke Theil nehmen, und sich mit mir erfreuen. — Das war ein Ehrenmann, und er verdiente eine tugendhafte Frau.

2. Wenn du glücklich heurathen willst, so heurathe nicht bloß nach Schönheit. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Hinter einem schönen Gesichte sind nicht allemal auch schöne Tugenden verborgen, und oft steckt in der schönsten Haut der größte Schelm. Nichts ist vergänglicher, als die Schönheit, und besonders die weibliche. Durch eine einzige Krankheit, und oft schon bey dem zweyten Kindbette ist sie gänzlich verloren.

Da giebt es dann manchmal junge Leute, welche den Ehestand so blind antreten, als wenn sie keine Augen im Kopfe hätten. Die zwey Leute wissen von nichts als von lauter Liebe; und da meynen sie, sie müßten sich den Tod

zuziehen, wenn sie sich einander nicht haben könnten. Man giebt ihnen zwar die heilsamsten Lehren, man erinnert sie, auf die Zukunft zu denken, und man stellt ihnen deutlich vor, daß sie schon im ersten Jahre ihres Ehestandes nichts als Hunger und bittere Noth zu gewarten hätten. Aber das Zureden der Eltern, und das Bitten der Verwandten, Alles hilft nichts. Da heurathen dann die unverständigen Leute so auf den grünen Wasen hin, oder setzen sich in einem Hause nieder, wo man die leibhaftige Noth an allen vier Wänden herumkriechen sieht. Aber das junge verliebte Ehepaar sieht nichts. Man dürfte ihnen ganze Fürstenthümer und Königreiche anbiethen, so würden sie Alles für nichts achten. Eine Zeitlang geht es so ziemlich gut. Aber wenn einmal die ersten Monate verflossen sind, und der Hunger mit seinem Gefolge im Hause sich einquartirt, da gehen ihnen allgemach die Augen auf; da erkennen sie erst ihre Blindheit; da sehen sie erst ein, daß man von der Liebe allein kein Brod ins Haus kriegt. Es ist gewiß: je feuriger man liebt, desto schneller vergeht die Hitze. Wenn die Eheleute ungefähr ein halbes Jahr beysammen sind, so ist ihnen die Schönheit nichts Seltsames mehr; endlich kommen Kinder; die Noth wird von Tag zu Tag größer; der Mann macht dem Weibe, und das Weib dem Manne allerley bittere Vorwürfe; den zwey Leuten, welche zuvor geglaubt hatten, sie wollten in dem kleinsten Vogelneste friedlich und ruhig beysammen leben, wird es

jetzt

jetzt überall zu eng, sie zanken und schlagen sich; und da hat dann alle vermeynte Glückseligkeit auf immer ein Ende. Geld und Reichthum macht zwar den Menschen nicht glücklich; aber große Armuth ist wahrlich auch nichts Gutes. Deßwegen hat Salomon zu Gott gebeten: Herr! nur zwey Dinge schicke mir nicht; keinen Reichthum, und keine Armuth.

Wer den Ehestand so antritt, daß er nicht einmal sein Hauswesen ehrlich einrichten, und die nöthigsten Werkzeuge zu seiner Handthierung aufbringen kann; wer ein überschuldetes Haus übernimmt, und hohe Zinsen zahlen muß, der thut seiner Lebtage hart, und wird bis an sein Ende wenig frohe Stunden haben. Er muß ein besonders geschickter Handwerksmann, und ein ausnehmend fleißiger und sparsamer Hauswirth seyn, wenn er sich aus einer solchen Noth erschwingen will.

Auch ein Bauersmann setzt sich freywillig in ein großes Elend, wenn er in starke Schulden hinein heurathet, oder ein Hauswesen antritt, wo er bey Weitem keine Aussicht und Hoffnung hat, sich aus seinem Nothstande herauszuwinden. Einem solchen Menschen bindet die Armuth überall die Hände, und er kann sich auch das Allernöthigste nicht anschaffen; da fehlt es dann gemeiniglich auf allen Seiten, mit Roß und Kühen, mit Schiff und Geschirr; der Mann wird eine schlechte Feldarbeit machen, wird die

Aernd-

Aernte nicht erwarten können, wird wohlfeil verkaufen, und theuer einkaufen müssen: je grösser die Noth ist, desto weniger Freude hat man an der Arbeit, und man verliert zuletzt allen Muth, wenn man sieht, daß man bey allem Schweiß' und Fleiße doch nichts erringen und erzwingen kann. Da läßt man dann Alles gehen, wie es geht; die Schulden häufen sich, und das Verderben ist unvermeidlich.

Es ist keineswegs zu tadeln, wenn man bey der Verbindung auch auf die Schönheit und Liebe merkt: und es sollte durchaus keine Ehe geschlossen werden, wo nicht bey beyden Brautpersonen eine recht herzliche und aufrichtige Liebe statt fände. Aber bey der Liebe ist ein Unterschied. Es giebt eine vernünftige und unvernünftige Liebe. Die unvernünftige Liebe merkt bloß auf die körperliche Schönheit und auf einen weissen Balg, sonst aber auf nichts. Die vernünftige Liebe merkt vorzüglich auf die Schönheit der Seele, das heißt, auf die Tugend und auf die schönen Eigenschaften, welche die Person besitzt. Ist das Weibsbild gottesfürchtig, sittsam, bescheiden, sanftmüthig und freundlich; liebt sie die Arbeit, und versteht sie sich auf die Hauswirthschaft, so hat sie schon die allerschönsten Eigenschaften, welche mit keinem Golde zu bezahlen sind. Diese machen die wahre Liebenswürdigkeit einer Hauswirthinn aus, und die Liebe, welche sich auf solche Tugenden gründet, vergeht nicht, wird nie schwächer, und stirbt nicht

ab;

ab; sondern hält Bestand, wird immer noch stärker, und hat eine ewige Dauer. Was dabey das Vorzüglichste ist, so kann diese Eigenschaften der Mensch sich selbst geben, und darf sie nicht erst vom Schneider, oder von einer reichen Erbschaft, oder vom blinden Glücke erwarten. Solche Eheleute lieben dann einander noch im dreyßigsten Jahre ihres Ehestandes eben so zärtlich, wie in der ersten Woche nach ihrer Hochzeit.

Zu Mainz starb vor mehreren Jahren ein Registrator, und hinterließ zwey Töchter. Er war ein gnädiger Herr, und sie gnädige Fräulein. Allein, sie waren dabey blutarm: denn sie hatten von ihren Eltern nicht das geringste Vermögen geerbt. Solche Leute sind in ihrer Armuth allemal schlimmer daran, als Leute vom niedrigen Stande: denn sie wollen, so arm sie sind, doch immer hoch thun, und auf vornehmen Fusse leben; und so machen sie sich immer noch verächtlicher. Allein, diese zwey Mädchen fiengen ihre Sachen klüger an. Sobald ihr Vater gestorben war, ließen sie den Titel: Ihre Gnaden, fahren, legten ihre seidenen Mäntelchen ab, und kleideten sich in gemeinen Zeug, wie Bürgerstöchter. Hernach legten sie sich ganz auf die Handarbeit, und verfertigten Hauben und andere dergleichen Arbeiten mehr. Jedermann lobte dieses vernünftige Betragen, und Jedermann hatte Schätzung für diese klugen Jungfrauen. Ihr ausnehmender Fleiß, ihre

Spar-

Sparsamkeit und ihre Sittsamkeit blieb nicht lang unbelohnt: denn Beyde bekamen gute und rechtschaffene Männer, ob sie schon kein Vermögen besaßen. Hingegen müssen eben in dortiger Gegend gar viele Mädchen bey all' ihrem Reichthume und bey all' ihrer Schönheit unverheurathet bleiben, weil sie sich auf nichts Anders, als auf Lustbarkeiten und auf Hoffart verstehen.

Achtes Hauptstück.

Wie man im Ehestande die gegenseitige Liebe und den Hausfrieden erhalten müsse.

Es giebt gar wenige Eheleute, die nach Verlauf einiger Jahre sich noch so herzlich lieben, wie sie sich im Brautstande geliebt haben. Das ist ein großes Uebel. Von Rechtswegen sollte die Liebe unter den Eheleuten gar nicht erlöschen, sondern eher noch größer werden.

Die eheliche Liebe pflegt auf zweyerley Art verloren zu gehen. Erstens. wenn Eines an dem Andern eine Untugend bemerkt, die man zuvor nicht bemerkt hat. Wenn der Mann anfängt zu spielen, zu trinken, oder seine Hausarbeit zu verabsäumen; oder wenn das Weib wegen unbedeutenden Kleinigkeiten zankt, oder die Herrschaft an sich ziehen will, oder sich an

Necke=

Neckereyen gewöhnt, oder unordentlich und säuisch ist, und was dergleichen Untugenden mehr sind. Da kann natürlicher Weise die Liebe und das gegenseitige Zutrauen nicht lang Bestand haben; und wo einmal das gute Einverständniß aus dem Hause gewichen ist, da geht Alles den Krebsgang, und der Ehestand wird da zur Hölle.

Allein, es ist noch eine andere sehr gewöhnliche Ursache, warum die Eheleute oft so frühzeitig die Liebe gegen einander verlieren. Da ist nichts Anderes daran Schuld, als — daß die beyden Eheleute allzu vertraut miteinander werden. Allzu große Vertraulichkeit tödtet die Liebe. Nichts ist gewisser als diese Wahrheit. Auch unter zweyen der allerbesten Herzensfreunde nimmt Liebe und Freundschaft ein Ende, sobald bey ihnen eine allzu große Vertraulichkeit eintritt. Die meisten Eheleute glauben, es wäre nicht einmal möglich, daß sie als Eheleute in diesem Stücke zu viel thun könnten. Allein, es ist eine ausgemachte Sache, daß die Vertraulichkeit auch im Ehestande übertrieben werden kann, und daß daraus noch weit grössere Uebel entstehen, als bey zwey gewesenen Freunden: denn diese können, sobald die Liebe ein Ende hat, sich von einander trennen, wie sie wollen. Das können aber Eheleute nicht leicht thun: die müssen beysammen wohnen und beysammen leben, sie mögen einander lieben oder nicht; was aber das für ein Leben ist, kann Jeder leicht denken.

Wol-

Wollet ihr wissen, liebe Eheleute! woher es kommt, daß ihr euch einander im Brautstande und noch einige Zeit lang in der Ehe so zärtlich geliebt habet, und jetzt auf einmal nicht mehr? Sehet, das kommt daher. Merket es wohl! Im Brautstande seyd ihr allzeit mit aller Achtung und Höflichkeit einander begegnet; ihr habet euch nach Möglichkeit beflissen, einander bald diese bald jene Gefälligkeit zu erweisen; ihr habt euch in allen euren Reden, in eurer Kleidung, und in allem eurem Thun und Lassen so verhalten, daß Keines an dem Andern etwas hat ausstellen können; wenn ihr auch einen Fehler bemerkt habt, so habet ihr denselben mit der größten Bescheidenheit einander geoffenbaret, und der fehlende Theil hat sich allemal glücklich geschätzt, wenn er durch Ablegung einer Untugend sich bey seinem Geliebten wieder aufs Neue hat beliebt und gefällig machen können. Mit einem Worte: ihr seyd einander allzeit mit aller Achtung begegnet, und was Eines dem Andern an den Augen abgesehen hat, das ist geschehen. Sehet, liebe Eheleute! von dieser Hochachtung, die ihr gegen einander hattet, und von der großen Dienstgefälligkeit ist jene Liebe entstanden, die ihr in eurem Brautstande gehabt habet.

Aber jetzt, nachdem ihr verheurathet seyd, ist es ganz anders. Sobald der Hochzeittag vorbey ist, da denkt sich der Mann: Jetzt bin ich Herr! und das Weib denkt sich: Ich bin Frau! Da meynen dann die meisten Eheleute,

jetzt

jetzt dürfen sie nicht mehr so genau auf einander merken; sondern dürfen thun, was sie wollen, reden, was sie wollen, und fordern, was sie wollen. Das ist aber weit gefehlt. Da hört dann allgemach jene Hochachtung auf, die sie anfänglich gegen einander gehabt haben, und die eigentlich der Grund ihrer ersten Liebe und Eintracht war. Denn, wenn Eins das Andere nicht mehr achtet, und Eins nichts nach dem Andern fragt, so wird man nach und nach grob und eigensinnig: der Mann thut, was ihm beliebt, die Frau deßgleichen. Da setzt es dann nothwendig Widersprüche ab, nach den Widersprüchen kömmt Zank, und nach dem Zanke kommen gemeiniglich Schläge, und wie es nach den Schlägen mit der Liebe steht, das weiß Jedermann. Dieses Uebel entsteht also hauptsächlich daraus, daß die Eheleute gar sobald die Hochachtung aus den Augen setzen, welche sie gegeneinander zeitlebens haben sollten. —

Man sage nur nicht, der Bauer und der Handwerksmann brauche und verlange keine Hochachtung. — Das ist nicht wahr. Es mag der Mensch noch so schlecht und gering seyn, so sieht und hat er es gern, wenn man ihn werth schätzt, wenn man sich freundlich und liebreich gegen ihn beträgt, und ihm mit gehöriger Achtung begegnet. Mit solchen Dingen erwirbt man sich Liebe, und gewinnt die Herzen. Das sollten sich alle Eheleute merken. Sie sollten sich befleißen, im Ehestande einander eben so ge-

gefällig und ehrerbiethig zu begegnen, wie sie es im Brautstande gethan haben, so werden sie niemals klagen dürfen, daß ihre Liebe abgenommen habe. Es steht den Eheleuten ganz schön an, und ist ein Zeichen der Hochachtung, wenn sie sich hüten, daß sie nie etwas mit Trotz und Ungestümm von einander fordern. Es zeugt von Hochachtung, wenn sie nicht poltern und lärmen, sofern eines aus ihnen gefehlt hat. Es zeugt von Hochachtung, wenn sie niemals einander die Fehler in Gegenwart Anderer vorwerfen. Es zeugt endlich von Hochachtung, wenn Mann und Weib im Hauswesen nichts Wichtiges vornehmen, nichts kaufen oder verkaufen, ohne daß Beyde davon wissen. Solche Dinge scheinen zwar nur Kleinigkeiten zu seyn; allein, es ist gewiß, daß die Eheleute mit dergleichen Kleinigkeiten etwas Großes und Wichtiges erzielen können, nämlich eine andaurende Liebe, und den theuren Hausfrieden, welcher das kostbarste Kleinod des ehelichen Lebens ist.

Noch drey Tugenden müssen im Ehestande fleißig beobachtet und ausgeübt werden, nämlich, die Mäßigkeit, die Schamhaftigkeit, und die Reinlichkeit: denn ohne diese wird die eheliche Liebe von keiner langen Dauer seyn.

Die meisten Eheleute glauben, im Ehestande sey ihnen Alles erlaubt; und da denken sie, was ihnen vor Gott und Menschen erlaubt ist, das dürfen sie treiben, so lang und so viel, und wie sie nur wollen. Das ist aber ein

gro=

großer Irrthum. Mit dem Genuße der ehelichen Freuden ist es gerade so, wie mit dem Genuße aller anderen Freuden und Lustbarkeiten. Ueberall muß die Mäßigkeit beobachtet werden, folglich auch da im höchsten Grade. Die Mäßigkeit macht nicht nur alle Freuden angenehm, sondern erhält auch in dem Menschen die Kraft, daß er dieselben öfter genießen kann. Aber die Unmäßigkeit verdirbt alle Freuden, bringt Eckel, und macht den Menschen krank und kraftlos. Das müssen die Eheleute sich wohl gesagt seyn lassen. Wer recht gut und köstlich essen will, der muß warten, bis er Hunger hat, und muß zu essen aufhören, sobald der Hunger gestillt ist. So auch da. Wer die ehelichen Freuden alsdann genießt, wenn die Natur ihn mit Heftigkeit dazu treibt, der wird im ehelichen Genuße nicht leicht unmäßig seyn. Wenn aber auf den Genuß eine eigentliche Mattigkeit erfolgt, so ist es ein Zeichen, daß man die Regel der Mäßigkeit überschritten hat. Es ist keine schlimmere Zuchtmeisterinn als die Unmäßigkeit. Sie straft den Menschen allzeit recht empfindlich; aber im Ehestande am allerempfindlichsten. Die Unmäßigkeit in diesem Stücke hat ganz fürchterliche Folgen, besonders für die Mannspersonen. Viele hundert Ehemänner müssen deßwegen oft in späten Jahren erschrecklich viel leiden, ohne daß sie wissen, woher es kömmt. Die Unmäßigkeit im ehelichen Genuße verursacht folgende Uebel: die Lebensgeister werden vermindert, die Eingeweide geschwächt und verstopft, das Gehirn

ausgezehrt, die Augen verdorben und entzündet; der Magen kann nicht mehr so gut verdauen; es stellen sich gefährliche Nerven- und Gliederkrankheiten ein, und endlich kömmt ein kränkliches, kraftloses, elendes Alter. Alle Erfahrungen und alle Aerzte bestättigen dieses.

Noch eine andere traurige Folge der Unmäßigkeit ist diese, daß die Eheleute gegen einander Eckel und Ueberdruß bekommen. Die allerkbstlichste Speise eckelt uns an, wenn wir uns einmal daran übergessen haben; wir hören nicht einmal gern davon reden. So ist es eben auch im ehelichen Genuße. Was zuviel ist, ist zuviel. Daher kömmt es, daß viele Eheleute einander nicht mehr lieb haben, und gegen einander so kaltsinnig sind, als wenn sie gar nicht zusammen gehörten. Das ist eine Folge der Unmäßigkeit: denn Unmäßigkeit bringt Eckel und Ueberdruß; und so wird oft das ganze Glück der Ehe zerstört, oder doch in einem hohen Grade vermindert.

Eben so fleißig sollten Eheleute auch trachten, unter sich die Schamhaftigkeit zu erhalten. Da meynen aber wieder viele Eheleute, diese Tugend habe unter ihnen keinen Nutzen mehr, und nach der Trauung dürfen sie thun, was sie wollen. Allein, das bringt erstaunlichen Schaden. Denn erstlich, wo man alle Schamhaftigkeit aus den Augen setzt, da entsteht gemeiniglich im ehelichen Genuße jene Unmäßigkeit,

keit, von deren schädlichen Folgen eben ist gesagt worden. Zweytens, wenn die Eheleute sich Alles erlauben, und sich nicht mehr schämen, so werden sie in kurzer Zeit einander satt, und werden bald an Alles so stark gewöhnt, daß ihnen zuletzt die größte Freude und Schönheit gleichgültig wird; wo dann nothwendig die eheliche Liebe gänzlich erkalten muß. Endlich drittens, wenn unter den Eheleuten eine gewisse Schamlosigkeit herrscht, so werden sie auch in ihren Reden und Gesprächen sehr unverschämt seyn. Da geben sie dann ihren Hausgenossen und sogar ihren eigenen Kindern viele Aergerniß, und machen sich bey ihren besten Freunden verächtlich und unausstehlich. Denn nichts steht einem verheuratheten Menschen so abscheulich an, als wenn er in jeder Gesellschaft die Kothglocke läutet, und ohne Noth von jenen Dingen redet, die der weise Schöpfer ganz augenscheinlich dazu bestimmt hat, daß es Geheimnisse seyn und bleiben sollen. Vernünftige und ehrliebende Eheleute sprechen sogar selbst untereinander nur äußerst selten von solchen Dingen; aber bey Andern gar niemals, zu keiner Zeit.

Endlich trägt zur Erhaltung der ehelichen Liebe ungemein viel bey, wenn die Eheleute sich befleißigen, daß sie allzeit im höchsten Grade reinlich sind; reinlich am Leibe, und reinlich an Kleidern. Die Reinlichkeit ist eine köstliche Tugend und von einer weit größern Wichtigkeit, als man gemeiniglich denkt. Diese reitzende Tugend

gend ist zwar allen Menschen höchst nöthig; steht aber besonders dem weiblichen Geschlechte recht wohl an. Nichts ist widerwärtiger, als Unsauberkeit und Sauerey, besonders an einem Weibe — aus bekannten Ursachen. Die Ehefrau muß nicht nur nicht unmäßig im Fordern seyn, damit sie die Kraft ihres Mannes nicht erschöpfe; sondern sie soll sich auch nach Möglichkeit hüten, daß sie durch keine schmutzige und unreine Gestalt am Körper sich eckelhaft und gräuslich macht. Man hat eine Menge Beyspiele, daß Männer ihre eheliche Treue gebrochen haben, bloß aus der Ursache, weil sie an ihrer Frau jene Reinlichkeit nicht gefunden haben, die sie mit Recht von ihr haben fordern können. — Genug hievon.

Die verderblichste Pestilenz im Ehestande ist aber der Ehebruch. Die Eheleute haben beym Altare, vor dem Priester, oder vielmehr vor den Augen Gottes einander unverbrüchliche Treue versprochen. Sie sind also Heuchler und Meyneidige, wenn sie diesen hochheiligen Schwur verletzen. Wer seine Frau verläßt, oder was er ihr versprochen hat, einer andern leistet, den heißt man Ehebrecher; und die Frau, die ein Gleiches thut, ist eine Ehebrecherinn.

Ein größeres Laster im Ehestande kann nicht genannt werden. Der Ehebruch öffnet die Thüre zu allem Unglück, welches über ein Haus kommen kann. Der Friede ist da auf ewig dahin, und die unschuldigen Kinder müssen das Laster

ih=

ihrer Eltern am schwersten büssen. Gleichwie sich kein größeres und wahrhafteres Glück auf Erden denken läßt, als häusliche Glückseligkeit, Ruhe und Zufriedenheit, so ist im Gegentheile kein größeres Unglück, als Uneinigkeit und Misvergnügen unter Eheleuten. Denn bey jedem andern Unglücke hat man doch manchmal eine gute und fröhliche Stunde dazwischen, wo man das Unglück auf eine Weile vergißt. Aber der Gedanke an einen untreuen Gatten verbittert jede Minute des Lebens. Untreue Personen werden einander so unausstehlich, wie Feuer und Wasser, und ein jeder Blick, den sie einander geben, ist eine neue Ursache des Verdrusses.

Gesetzt auch, der eine Theil könnte sein Laster so heimlich treiben, daß der andere nichts davon merkte, so entstehen gleichwohl sehr schlimme Folgen daraus. Denn gewöhnlich kostet dieses Laster viel Geld, welches man auf etwas Besseres hätte verwenden können; hernach muß man immer besorgt seyn, daß man nicht entdeckt werde; und wenn auch dieß nicht wäre, so wird doch das Gemüth eines solchen Menschen in einen elenden Zustand gesetzt: man getraut sich nicht mehr mit Vertrauen zum Himmel zu blicken; man findet keine Freude und keinen Trost mehr im Gebethe, und das gute Gewissen ist auf immer verloren. Zugleich wird die eheliche Liebe von Tag zu Tage mehr geschwächt; man ist um seine Familie nicht mehr so besorgt wie zuvor, und es freuet Einen weder Hauswirthschaft noch Arbeit mehr.

Wo immer diese Pest in einem Hause ist, da ist auch Jammer und Elend, Abneigung und Haß, Zwist und Uneinigkeit ohne Ende. In Kurzem geräth das ganze Hauswesen in Unordnung; keine Arbeit geht mehr auf einander; die Nahrung kömmt in Verfall; die Dienstbothen verlieren alle Achtung, und bekommen mehrere Gelegenheiten zur Untreue; brave und tugendhafte Leute wollen mit solchen Menschen keinen Umgang mehr haben; dafür schlagen sich freche und lüderliche Leute hinzu, und machen das Elend immer größer.

Auch die Eifersucht ist eine entsetzliche Plage des Ehestandes. Sie entsteht fast immer nur aus der Schwätzerey solcher Leute, welche unter die Eheleute gern den Saamen der Uneinigkeit ausstreuen möchten, und es nicht gern sehen, daß man ordentlich haust, und Alles friedlich zugeht. Vernünftige Eheleute glauben nichts, als was sie selbst genau untersucht haben, und wo sie von der Sache überzeugt sind. Jeder Mensch muß vom Andern das Beste glauben, solang er nicht vom Gegentheile überzeugt ist. Wer auf Schwätzereyen merkt, der darf sich keinen langen Frieden versprechen. Oft ist eine Frau ihrem Manne erst alsdann wirklich untreu geworden, wenn sie gesehen hat, daß sie von ihm ohnedem schon für schuldig gehalten wurde. Ueberhaupt ist kein besseres Mittel wider dieses Unheil, als daß man in der ganzen Aufführung wahre Unschuld und Tugend zeigt, damit der andere Theil bey allen Untersuchungen sehen

kann.

kann, daß er sich geirret habe, und daß aller Verdacht ungegründet sey.

Dieß sind die Hauptpflichten, welche die Eheleute beobachten müssen, wenn sie einen dauerhaften Frieden, und Segen und Glück in ihrem Hauswesen haben wollen. Gleichwie es gewiß ist, daß der Ehestand von Gott schon im irdischen Paradiese, im Stande der Unschuld und Vollkommenheit eingesetzt wurde; daß Jesus selbst ihn durch seine Gegenwart geehrt, und zur Würde eines Sakramentes erhoben hat: so gewiß ist es auch, daß der Mensch diesen Stand zu seinem irdischen Himmel machen kann, wenn er sich bestrebt, durch Nachgiebigkeit, Treue, Mäßigkeit und kluge Haushaltung die eheliche Liebe und den häuslichen Frieden zu erhalten.

Merkwürdig sind folgende Beyspiele der ehelichen Liebe.

1. Als Kaiser Nero, jener bekannte Wütherich, unter Andern auch seinen eignen Lehrmeister Seneka zum Tode verdammte, und ihm nichts Anderes, als die Wahl des Todes, überließ, ließ Seneka sich in einem warmen Bade die Adern öffnen, weil er diese Todesart für die sanfteste hielt. Allein, Paulina, seine Gemahlinn, war untröstlich, und konnte den Verlust ihres geliebten Mannes so wenig verschmerzen, daß sie sich entschloß, mit ihm ein gleiches Schicksal zu erfahren, und ihn noch denselben Tag in die Ewigkeit zu begleiten. In

dem

dem Ende setzte sie sich ebenfalls in ein Bad, und ließ sich die Adern öffnen. Dieses seltene Beyspiel der ehelichen Liebe kam bis zu den Ohren des Kaisers; und dieser, so sehr er auch sonst am Blutvergießen Freude hatte, gab sogleich Befehl, die Frau zu retten, und ihr die Adern zu verbinden. Der kaiserliche Befehl war eben noch zur rechten Zeit angekommen; die Frau wurde gerettet, und lebte noch einige Jahre. Allein, sie hatte schon so viel Blut verloren, daß sie keine Gesichtsfarbe mehr bekam, sondern beständig todtenblaß verblieb: und so trug sie das rühmliche Zeugniß ihrer ehelichen Liebe auf ihrem Angesichte bis in den Tod herum.

2. Als einst ein Bauer in dem Königreiche Neapel nahe an dem Meere seinen Acker baute, und seine Frau in einiger Entfernung ebenfalls auf dem Felde arbeitete, stiegen türkische Seeräuber ans Land, nahmen das Bauernweib, und führten es mit sich in die Gefangenschaft. Als nun der Bauer sein Weib suchte, und dasselbe sich nicht mehr sehen ließ, besann er sich nicht lange, sondern sprang augenblicklich ins Meer, schwamm dem Raubschiffe nach, und als er dasselbe erreicht hatte, schrie er hinauf, er wolle mit seinem Weibe zugleich in die Gefangenschaft gehen. Die Türken konnten die Entschlossenheit des Mannes nicht genug bewundern, und als sie hernach dem Könige von Tunis diese That erzählten, gewann der König den Mann so lieb, daß er ihm sammt dem Weibe

die

die völlige Freyheit schenkte, und ihn in seinen königlichen Dienst aufnahm.

3. Im Jahre 1499, als die Schweizer das Schloß Blumenfeld erobert hatten, durften die Einwohner von ihrem Hab und Gut mehr nicht mitnehmen, als was sie auf dem Rücken forttragen konnten. Die Frau des Herrn von Rosenegg, welche wohl wußte, daß ihr Mann, als Kommandant des Orts, von den Feinden unfehlbar würde ermordet werden, ließ alles Andere im Stiche, nahm ihren Gatten auf die Schultern, und trug ihn so zur Stadt hinaus.

4. Ein Gleiches wird auch von den Frauen zu Weinsberg erzählet. Diese Stadt, in dem Königreich Würtemberg, wurde im Jahre 1140 von

von dem römischen Könige Konrad dem Dritten mit Sturme eingenommen, und der erzürnte Sieger hatte allen Einwohnern den Tod geschworen. Allein, auf vieles Bitten ließ endlich der König sich dahin bewegen, daß er bloß dem Weibervolke das Leben schenkte, und ihnen so viel mitzunehmen erlaubte, als Jede tragen konnte. Da nun die Stunde ihres Abzuges kam, und die Thore geöffnet wurden, erwartete man im königlichen Lager, wo sie vorbey passiren mußten, daß man eine Jede in ihren besten Kleidern und mit ihren Kostbarkeiten ankommen sehen würde. Aber sieh! da führte Jede an der Hand ihre kleinen Kinder, und trug auf dem Rücken ihren Ehemann, als den werthesten Schatz. So stark machte die eheliche Liebe diese zärtlichen Mütter und Gattinnen. — Der König und alle Anwesende waren über diesen unvermutheten Anblick sehr gerührt, und Konrad schenkte allen Einwohnern das Leben.

Neuntes Hauptstück.

Wie die Eltern ihre Kinder gut und christlich erziehen müssen.

Wer seine Kinder glücklich machen und an ihnen mit der Zeit Freude erleben will, der muß ihnen eine gute Erziehung geben. Auf einer guten Erziehung beruht der Trost der Eltern sowohl, als das lebenslängliche Glück der Kinder. Ein größeres Unglück für einen Menschen kann nicht seyn, als eine schlechte Erziehung. Hingegen ist eine gute Erziehung die größte Wohlthat und das allerbeste Heurathgut, das die Eltern ihren Kindern geben können. Einige Eltern sind schon selbst nicht gut erzogen worden; da kann man also nicht hoffen, daß sie ihren Kindern eine bessere Erziehung geben werden, als sie selbst gehabt haben. Solche Kinder sind schon im Mutterleibe zu bedauern.

Die Erziehung ist eine große Kunst, und nicht alle Eltern verstehen sie. Kinder gut erziehen, heißt, an den Kindern Alles thun, was ihnen an Leib und Seele nützlich ist; und von ihnen Alles entfernen, was ihnen an Leib oder Seele schaden kann. Gesundheit und Wachsthum gehört für den Leib; Verstand und Tugend

gend aber für die Seele. Wer seine Kinder so erzieht, daß sie nicht nur gesund und stark, sondern auch verständig und tugendhaft werden, von dem kann man sagen, er habe seine Kinder gut erzogen.

Viele Eltern glauben, es sey Zeit genug, wenn man mit der Erziehung im fünften oder sechsten Jahre anfängt. Diese Leute müssen nicht wissen, was Erziehung heißt. Wenn die Kinder erst in ihrem fünften oder sechsten Jahre Leib und Seele empfängen, so wäre es freylich Zeit genug, wenn man erst nach sechs Jahren mit der Erziehung den Anfang machte. Aber die Kinder haben schon an ihrem ersten Lebenstage Leib und Seele; folglich muß man schon an ihrem ersten Lebenstage mit der Erziehung anfangen.

§. 1.

Von der Erziehung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren.

Die ersten paar Jahre geht die Erziehung meistens nur den Leib und die Gesundheit des Kindes an. Da ist die Reinlichkeit oder das Reinhalten die Hauptsache. Es geschieht oft, daß Kinder zeitlebens schwächlich und kränklich bleiben, bloß weil die Eltern sich es haben verdrießen lassen, die Kinder zu reinigen, sie zu säubern und zu waschen. Wo die Kinder ziemlich unrein gehalten werden, da stellen sich frühzeitig Krankheiten ein, die man an reingehalte-

nen

nen Kindern selten wahrnehmen wird. Kinder, die man, so zu sagen, in ihrem Unflathe aufwachsen läßt, haben nie eine lebhafte, gesunde Farbe, sondern sind blaß wie der Tod; sie haben immer böse Köpfe, sind mit Grind und Kräze behaftet; so sind solche Kinder weit schlimmer und gefährlicher daran, als andere. Das Beste ist, wenn man die Kinder oft im Wasser badet, welches mehr kalt, als warm ist, und dazu kann man sie nach und nach gewöhnen. Man wird Wunder sehen, was dieß für gesunde, muntere und lebhafte Kinder werden; ihre Gesichtsfarbe wird schön und blühend, der ganze Leib wird dadurch gestärkt und abgehärtet, und sie selbst werden vor vielen Krankheiten bewahrt.

Die erste und allerbeste Kost der Kinder ist die Muttermilch. Es scheint, als wenn es überflüßig wäre, die Mutter zu ermahnen, daß es ihre Pflicht ist, dem Kinde ihre Brust zu reichen: denn unter tausend Bauernweibern ist kaum Eine, welche diese Naturpflicht nicht beobachtet. Da wollen die Frauen von Adel diese Mühe nicht über sich nehmen, sondern bestellen sich lieber um baares Geld ein fremdes Weib, welches dem adelichen Kinde zu trinken geben muß. Diesen wilden und unnatürlichen Brauch sollte man den adelichen Leuten wohl lassen, und sie gar nicht darum beneiden. Aber heut zu Tage reißt diese schändliche Gewohnheit immer tiefer ein, und sie wird auch in kleinern Städten zur Mode; ja sogar in Marktflecken wollen

jetzt reiche Frauen ihre Kinder nicht mehr selbst stillen, sondern lieber mit Wasser tränken. Solche delikate Mütter bitte ich, folgendes schöne Beyspiel zu beherzigen.

Blanka, die Mutter Ludwigs des Neunten, Königs in Frankreich, lag an einem hitzigen Fieber krank, und einige Hofdamen hatten sie besucht. Da die Königinn eben wieder den Anfall des Fiebers hatte, gab der kleine Prinz durch sein Geschrey zu erkennen, daß er zu trinken haben wollte. Eine von den Frauen hatte Mitleid mit dem Kinde, legte es an ihre Brust, und gab ihm zu trinken. Wie die Königinn wieder zu sich selber kam, begehrte sie ihren Sohn. Man reichte ihr denselben; aber er wollte nicht trinken, und zeigte dadurch an, daß er schon gesättiget wäre. Da meldete dann jene Frau, daß sie diese Bemühung auf sich genommen, und den Prinzen, als er zu weinen angefangen, an ihrer Brust gestillt habe. Aber die Königinn zeigte sich darüber sehr ungnädig, steckte dem zarten Prinzen alsogleich den Finger in den Hals, und zwang ihn, Alles von sich zu geben. Hernach sagte sie: Ich werde es durchaus nicht leiden, daß man mir das Recht einer Mutter streitig machet.

Wie sehr beschämt nicht diese große und edle Königinn alle Frauen vom hohen, mittlern und niedrigen Stande!

Nebst

Nebst der Muttermilch ist der Kinder gewöhnliche Speise das bekannte Kindsmus, nämlich der Papp (Kleister), welcher aus Milch und Mehl zusammengekocht wird. Ich will mich da mit Müttern in keinen Streit darüber einlassen. Aber alle Sachverständige behaupten, daß dieser Kinderpapp für junge Mägen eine recht harte, schwere, mithin auch ungesunde Speise ist. Wer seines Kindes Gesundheit liebt, der nehme anstatt des Mehls nur Semmelgros, das ist, er reibe auf dem Reibeisen eine altgebackene Semmel auf, und lasse es mit Milch ziemlich dünn aufkochen. Das ist zwar ein Semmelmus, aber zehnmal gesünder, als Mehlmus.

§. 2.

Wie man die Kinder erziehen muß, wenn sie einmal laufen können.

Wenn die Kinder einmal laufen können, so erzieht man sie nach und nach auf einem ganz andern Fuße, als zuvor. Man gewöhnt sie allgemach an härtere Speisen, an rauhere Liegerstatt, und an gröbere Kleidung; man bringt sie hinaus in die Luft, und läßt sie mit der Hitze sowohl, als mit der Kälte bekannt werden. Das ist bey der Erziehung ein Hauptpunkt, der den Eltern nicht genug empfohlen werden kann. Ein jedes Kind, es mag ein Bauers- oder Bürgerskind seyn, es mag reiche oder arme Eltern haben, soll und muß, gleich von den ersten Jahren an, nach und nach an Alles gewöhnt wer-

den, was hart und rauh ist. Bey einer weichlichen und verzärtelten Erziehung wird der Mensch in Grund und Boden verdorben. Aber bey einer rauhen und harten Erziehung wird der Mensch gesund, stark und kraftvoll; er taugt in die Welt, kann mit der Zeit viel ausstehen, und unermüdet arbeiten.

Es giebt nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande viele Eltern, die ihre Kinder mit großem Fleiße zu lauter Krüppeln erziehen; sie baden dieselben in keinem andern als warmen Wasser; wickeln sie sorgfältig in zarte Windeln ein; verstopfen ihnen das Maul mit einem süßen Schnuller; stecken sie in weiche Pflaumbetten hinein; setzen ihnen warme Pelzhauben auf; verschanzen sie gegen die Kälte mit Schliefern und Magenküssen; füttern sie mit Kaffee und Zuckerbrod auf, und hüten sich sorgfältig, daß das liebe Kindlein von drey oder vier Jahren nie in die frische Luft hinaus komme, damit es sich ja nicht erkälten, oder den Husten kriegen möge. Lieber Gott, dieß werden einmal rechte Eisenfresser und Baumausreißer werden! — Was würden da unsere wackere Vorfahren, die alten Teutschen, sagen, wenn sie aus ihren Gräbern aufstünden, und unsere itzige Musgesichter sähen? was würden sie für ein Paar Augen machen, wenn sie sähen, daß wir jetzt allerhand Schnuller im Maule haben, und kaum drey Loth Fleisch an den Waden? was würden sie sagen, wenn sie sähen, daß wir im Anfange des Winters

kers bey der ersten Kälte erstarren wie die Heuschrecken, und im Sommer von der Hitze dahinschmelzen wie die Butterknollen? Wahrlich sie würden es für die größte Schande halten, wenn sie uns für ihre Abkömmlinge erkennen müßten.

Wer gesunde, körnigte, saft- und kraftvolle Kinder haben will, die mit der Zeit etwas ausstehen können, der muß schon in der ersten Erziehung den Grund dazu legen, und sich hüten, daß sie in den ersten Jahren nicht verzärtelt werden.

Sobald die Kinder laufen können, muß man sie in die freye Luft hinauslassen, und machen, daß sie beständige Bewegung haben. Ohne Luft und Bewegung werden die Kinder nie recht gesund seyn, oder wenigstens nicht lang gesund bleiben. Die freye Luft ist ihr Element, und das muß man ihnen lassen. In diesem Stücke ist die Erziehung auf den Dörfern viel besser, als in den Städten und Marktflecken. Die meisten Bauernkinder ergötzen sich im Sommer auf dem Felde, nicht nur bey warmem Wetter und heiterm Himmel, sondern auch unter Wind und Regen: auch mitten im Winter bey der strengsten Kälte sieht man Viele unbedeckt und barfuß herumlaufen. Aber da sind sie auch so gesund, wie der Fisch im Wasser; sie essen alle Tage mit Appetit, und verdauen, wie die Strauße; sie bekommen Mark in den Knochen, und sind mit der Zeit im Stande, mit ihrem Vieh um die Wette zu arbeiten.

Man betrachte nun aber auch die Kinder der Adelichen dagegen, was da für ein Unterschied ist. Diese bedauernswürdigen Geschöpfe hält man beständig in ihren Kindsstuben eingeschlossen, und sie werden, so zu sagen, wie die Schwämmerlinge auf dem warmen Roßmiste erzogen. Kommen nun diese Kinder einmal aus ihrem Brutneste heraus, so werden sie krank und bekommen Brustkathar, sobald sich die Luft verändert, und ein rauher Wind geht; sie haben ihr Lebtag an ihrer Gesundheit zu flicken, und mancher junge gnädige Herr hat, bis er sein zwanzigstes Jahr erreicht, schon fast eine halbe Feldapotheke ausgefressen.

Diese elende Erziehung ist jedoch für adeliche Kinder kein gar so großer Schaden, wie für die Kinder des gemeinen Volks, und die Söhne der Bürger und Bauern. Denn Bauersleute können ihr Brod nicht in der Stube gewinnen, sondern müssen es draußen auf freyem Felde suchen; sie müssen sich also frühzeitig mit Stürmen und Schnee, mit Regen und Ungewitter, mit Hitze und Kälte bekannt machen, sonst werden sie keine Leute, die ausdauern können. Ein Gleiches gilt auch von Bürgersleuten. Es giebt nur sehr wenige Professionen, wo man beständig in warmer Stube sitzen darf, und bey allen Handthierungen braucht man gesunde Glieder und feste Nerven.

Zu eben dem Ende darf man auch den Kopf der Kinder entweder gar nicht, oder nur sehr leicht

leicht bedecken. Das hilft ungemein viel zu einem starken Gliederbau und zu einer dauerhaften Gesundheit. Unsere Pelzhauben und andere mit Baumwolle gefütterte Mützen sind das Allerschädlichste, was man Kindern nur geben kann. Die Ausdünstung des Kopfs wird durch solche Hauben gewaltig gehindert, es sammeln sich allerley Unreinigkeiten in der Haut, es entstehen böse Köpfe und das Kopfweh ist bey solchen Kindern gar nicht seltsam. Von allen diesen Plagen werden diejenigen Kinder nur selten heimgesucht, denen man nicht nur zu Hause und im Bette, sondern auch auf der Gasse den Kopf unbedeckt läßt. — Aber da meynen zärtliche Mütter gleich, es würde das Leben oder wenigstens die Gesundheit des Kindes in Gefahr kommen, wenn nicht das Köpflein beständig hübsch warm gehalten würde. Das ist aber eine eitle Furcht. Der römische Kaiser Severus und der König Massinissa giengen nie anders, als mit bloßem Haupte. Auch Hannibal und Julius Cäsar, jene zween weltberühmte Feldherren, haben bloß im Kriege und in den Schlachten eine eiserne Sturmhaube aufgesetzt, sonst aber sind sie, so lang sie lebten, barköpfigt gegangen. Ein Gleiches wissen wir von vielen andern Fürstenpersonen. Das waren nun gewiß keine Kinder, die man nur auf Gerathewohl hat aufwachsen lassen; sondern es waren Leute, für deren Gesundheit und gute Erziehung man alle mögliche Sorfalt angewendet hat. Auch Plato, der Weltweise, lobt den Brauch, daß die Manns-

per-

personen in den Tempeln mit unbedecktem Haupte erscheinen müssen, und er sagt, daß die alten Gesetzgeber diesen schönen Brauch nur wegen unserer Gesundheit eingeführt haben, und nicht wegen Gott: denn der liebe Gott wird uns allzeit ins Herz sehen, wir mögen den Hut aufhaben oder nicht, und ihm wird es, wo es immer ohne ärgernde Verachtung der löblich eingeführten Kirchenzucht geschehen kann, einerley seyn, ob wir die Haube auf dem Kopfe oder unterm Arme tragen. — So viel hat man in den ältesten Zeiten darauf gehalten, daß wenigstens die Mannspersonen mit bloßem Haupte zu gehen gewöhnt werden sollten. — Seit ungefähr vierzig Jahren hat auf dem Lande und in Städten die Gewohnheit eingerissen, daß fast alle Weibsleute ihre Köpfe mit warmen Pelzhauben bedecken, und zwar nicht nur im Winter, sondern auch in den heißesten Sommertagen. Aber jeder vernünftig denkende Mensch wird bekennen müssen, daß diese Gewohnheit unnatürlich und über alle Massen schädlich ist. — Je leichter und weniger das Haupt bedeckt ist, desto besser ist es.

Eben so nothwendig und der Gesundheit zuträglich ist es auch, daß man den Kindern erlaubt, auf öffentlicher Gasse unter Regen und Sturme herumzuspringen, und besonders im Winter auf dem Eise sich zu ergötzen und lustig zu machen. Das werden mit der Zeit feste, gesunde und körnige Leute.

Ich

Ich weiß es gar wohl, daß man über die Gassenlustbarkeiten schon sehr viel Böses gesagt, und dieselben fast allzeit getadelt hat. Aber ich zweifle sehr, ob man dieses auch mit gutem Grunde gethan hat. Viele Eltern untersagen den Kindern das Herumlaufen auf der Gasse. Aber warum?

Sie sagen: Auf der Gasse lernen die Kinder nichts Gutes. Ich will es gelten lassen, daß sie auf der Gasse nichts Gutes lernen. Allein, sie lernen gewiß auch nichts Böses. Das Einzige, was die Kinder auf der Gasse Böses hören, sind Schimpfnamen, Fluchwörter, und andere Grobheiten. Aber Alles dieses werden vernünftige und brave Eltern bey ihren Kindern niemals zur Gewohnheit werden lassen. Gute Eltern leiden solche Gassensprüche nicht einen Augenblick; sobald sie die mindeste Ungezogenheit merken oder hören, so untersagen sie es ihren Kindern sogleich mit allem Ernste, und da braucht es oft nichts Weiters, als daß man zum Kinde sagt: Pfuy, schäme dich, das ist nicht schön! das mußt du beyleibe nicht mehr sagen! so ist dem ganzen Uebel abgeholfen. Es ist wahr, daß die Kinder leicht etwas Böses lernen; es ist aber auch wahr, daß es ihnen eben sobald wieder abgewöhnt ist.

Gefährliche Laster lernen die Kinder auf der Gasse gewiß nicht. Sie haben nicht einmal Zeit dazu: sie sind mit ihren Ergötzungen allzusehr

be=

beschäftiget, und vor so vielen Augen, von denen sie gesehen und beobachtet werden, getrauen sie sich gewiß niemals etwas Böses zu thun. Laster geschehen nur alsdann, wenn Kinder sich in Winkel verschliefen, und ihre Ergötzungen an heimlichen Orten süchen. Da geschieht freylich nichts Gutes: und eben darum sollte man die Winkelergötzungen durchaus nicht leiden. Hingegen auf der Gasse und auf öffentlichen Plätzen, vor den Augen der ganzen Welt und im Angesichte der Sonne, da geschieht unter Kindern nicht leicht etwas Böses. Bey öffentlichen Lustbarkeiten kömmt Tugend und Unschuld gewiß nicht in Gefahr. Oeffentliche Ergötzungen kann man nie genug anrühmen.

Das ist aber nicht so gemeynt, als wenn man das ewige Herumlaufen auf der Gasse loben wollte. Keineswegs! Es zeigt eine unverantwortliche Sorglosigkeit der Eltern an, wenn man die Kinder, besonders solche, die schon zur Schule reif sind, den ganzen geschlagenen Tag auf der Gasse herumschlenzen läßt. Alles hat seine Zeit. Gute Eltern können und sollen die Kinder so gewöhnen, daß sie auf einen gewissen Glockenschlag wieder zu Hause in der Stube erscheinen müssen. Es ist auch gar unvorsichtig, wenn man Kinder, besonders sehr junge, ohne alle Aufsicht auf die Gasse läßt, zu einer Zeit, wo das Kind alle Stunden in Gefahr ist, im vorbeyfließenden Bache zu ertrinken, oder von den vielen Wägen und Kutschen gerädert zu werden.

Wo

Wo dergleichen augenscheinliche Gefahren sind, da liegt es den Eltern ob, dafür zu sorgen, daß dem Kinde nichts zu Leide geschehe. — Eben so nothwendig ist es, daß die Eltern ihre Kinder nicht zu solchen Kindern lassen, die sehr ungezogen sind, die gern lügen, stehlen, oder ihren Eltern heimlicher Weise Geld und Hausgeräth entwenden. Es giebt andere brave Kinder genug, mit denen man sich lustig machen und ergötzen kann. Kurz, wo Gefahr ist, da muß man die Kinder warnen, und ihnen gehörige Aufsicht geben. Das thun gute Eltern allzeit.

Da wenden, zweytens, aber manche Eltern wieder ein, und sagen: Auf der Gasse ist schon manches Unglück geschehen. Das ist wohl wahr. Aber wo ist der Ort in der Welt, wo gar kein Unglück geschehen ist? oder wo in der Welt ist der Mensch versichert, daß er außer aller Gefahr ist? — In einem gewissen Dorfe ist ein Kind die Kammerstiege heruntergefallen, und hat sich den Hals gebrochen. Ein anderes Kind hat in der Stube Fliegengift getrunken, und hat daran seinen Tod gefunden. Ein drittes Kind hat auf ebenem Stubenboden einen Fehltritt gethan und den Arm gebrochen. Diese drey Unglücksfälle haben sich alle in einem Jahre ereignet. Wenn man die Unglücksfälle berechnet, welche in fünfzig Jahren auf der Gasse, und diejenigen, welche in eben so vielen Jahren bey Kindern in der Stube geschehen, so wird man finden, daß zu Hause nicht nur mehrere,

fon-

sondern auch weit schwerere Unglücksfälle geschehen, als auf der Gasse. Aber, was folgt daraus? Sollte man darum den Kindern die Stube verbieten, weil in der Stube schon oft ein Unglück geschehen ist? Das wäre wohl wunderlich. Aber eben so wunderlich wäre es, wenn man ihnen die Gasse verbieten wollte, weil auf der Gasse einmal ein Kind verunglückt ist.

Das allergewöhnlichste Unglück, welches auf der Gasse geschieht, ist, daß die Kinder einander oft auf den Boden niederwerfen, und wohl auch einander blutig schlagen. Das muß man aber nicht achten. Kinder versetzen einander keine große Wunden, und wenn sie fallen, so fallen sie nicht schwer. Die größten Wunden heilt der Bader mit einem Pflaster, das einen Kreuzer kostet. Bisweilen fallen die Kinder auf dem Eise nach der Länge hin, und zwar so, daß man meynen sollte, es müßte ihnen die Hirnschaale entzweyspringen. Aber die Kinder achtens nicht, sie stehen augenblicklich wieder auf, und da geht's wieder frisch darüber her. Ein solcher Fall thut dem Kinde freylich nicht gar wohl. Aber für Kinder ist es recht gut, wenn sie mit den Schmerzen und mit Allem, was weh thut, bekannt werden. Die Erwachsenen thun da fast allemal wehleidiger als die Kinder selbst, und oft würde das Kind den Schmerz nicht halb so stark empfinden, wenn nicht die Eltern gar so weinerlich thäten, und aus dem Schaden zehnmal mehr machten, als in der That daran ist. Wenn so

ein

ein zartes Stadtkind einmal mit einem blauen Auge oder mit blutigem Kopfe von der Gasse nach Hause kömmt, o! so ist da ein Jammer und ein Lärm bey den Eltern, als wenn dem Himmel der Boden aus wäre. Auf den Dörfern ist man in diesem Stücke viel vernünftiger: da macht man sich aus solchen Kleinigkeiten nichts. Da weiß man schon, daß unter Kindern, wenn sie sich zusammen ergötzen, allerley Streitigkeiten und Balgereyen entstehen müssen, und daß es dann nothwendig Püffe und Schläge absetzen muß. Wenn dann das Kind mit blutiger Nase oder mit einer Beule am Kopfe daher weint, so macht der Vater als Richter kurzweg den Ausspruch, und sagt zum Kinde: Ein andermal wehre du dich besser, oder geh dem, der stärker ist, als du, aus dem Wege." — Mit diesem Bescheide ist dann Alles geschehen.

Man denke nur nicht, daß sich eine solche Erziehung zwar wohl für Bauern, oder Bettelkinder, keineswegs aber für die ehrbaren und reichen Bürgerskinder schicke. Denn es ist bekannt, daß auch sogar Fürstenkinder auf diese Art sind erzogen worden, und daß eben diese Kinder hernach ohne Vergleich die besten und liebenswürdigsten Menschen geworden sind. Heinrich der Vierte, jener ruhmvolle König in Frankreich, ist ganz rauh und gemeinweg erzogen worden. Seine Speisen waren grob und schlecht, und seine Kleidung nicht viel besser. Er gieng als Kind und Knabe beständig barköpfig. Man

schick=

schickte ihn in die Schule mit andern Kindern seines Alters; mit ihnen kletterte er auf die Bäume, mit ihnen stieg er auf die Berge, und mit ihnen ergötzte er sich auf der Gasse. Seine Mutter war eine Frau voll männlichen Verstandes, und sie hat ihn mit Fleiß auf diese Art erziehen lassen, damit er mit der Zeit das Ungemach des menschlichen Lebens so gut sollte ausstehen können, wie jeder gemeine Mann. Wenn dann der junge Prinz bisweilen mit blutigem Kopfe oder mit geschwollenem Gesichte nach Hause kam, so fertigte ihn die Mutter kurz ab, und sagte ihm: „Lieber Heinrich! das muß dein größtes Unglück in deinem Leben seyn.“ Bey dieser Erziehung wurde Heinrich der beste Mensch von der Welt, und ein Regent, der unter hundert Königen nicht Einen seines Gleichen hatte. Er hatte baumfeste Glieder; er arbeitete mit dem stärksten Bauernkerl um die Wette, und konnte nicht nur Hitze und Kälte, sondern auch Hunger und Durst aushalten, daß es zum verwundern war. Dieses Beyspiel habe ich nur darum angeführt, damit unsere Bürger und Bürgerinnen sich schämen sollen, wenn sie ihre Kinder so zart und weichlich erziehen, als wenn dieselben von Wachs oder Zuckerkandel wären.

Es ist ein wahres Glück für die Kinder, wenn sie nicht zu zärtlich auferzogen worden sind. Kinder muß man von Zeit zu Zeit an härtere und gemeinere Speisen gewöhnen, und man muß sie lehren, mit jeder, auch

mit der gemeinsten Kost vorlieb zu nehmen. Auch darf man sie nicht an ein weiches Federbette gewöhnen: denn man kann ja nicht wissen, wo man in der Welt herum kömmt, und da hat es alsdann derjenige gewiß am besten, der jede Kost genießen, und auch auf einem harten Lager schlafen kann. Ein Mensch, der nicht weichlich erzogen worden ist, taugt überall hin, nimmt mit Allem vorlieb, und kann sich in Alles schicken. Hingegen ein zartes Muttersöhnlein, welches immer nur in der warmen Stube mit Zuckerbrod und Näschereyen aufgeätzt worden ist, und von nichts, als von guten Tagen, weiß: ein solches Kind weint und schreyt, wenn es einmal in die Fremde hinaus soll, es taugt nirgendswohin, und läuft die ersten drey Tage wieder heim zur Mutter. Solche Kinder werden mit der Zeit in der Welt eine elende Figur machen: sie lernen nichts, und bleiben gemeiniglich ihr Lebtag faul, dumm und ungeschickt.

Ueberhaupt gebe man den Kindern gesunde und genugsame Kost, aber niemals mehr, als sie nöthig haben. Man gewöhne doch das Kind nicht, daß es den ganzen Tag nascht und hineinstopft. Man gebe ihm zu gewisser Zeit sein Essen, und außer der Zeit nichts mehr. Wasser allein mögen die Kinder trinken, so oft und so viel sie wollen; das muß ihnen allzeit unverwehrt seyn. Wasser ist das rechte Getränke für die Kinder: das erhält sie gesund und schönfärbig. Wein und Brantwein ist ein wahres Gift für sie. Bier

und

und Kaffee sind ebenfalls höchst schädlich, und das Schlimmste ist dabey, daß man sich mit der Zeit dieses Gesäufe nicht mehr abgewöhnen kann, so, daß man meynt, man könne ohne dasselbe kaum mehr leben. Wenn dann solche Leute einmal an einen Ort oder in einen Dienst kommen, wo ihnen das gute Bier oder der liebe Kaffee ausgeht, so sind sie so übel daran, wie abgenommene Kälber, und sie sind nicht leicht mehr anders wohin zu gebrauchen.

Karl XII., König in Schweden, ist ganz anders erzogen worden, als manches gemeine Burgerskind. Von Jugend auf hat er nichts anders als klares Wasser zu trinken bekommen; seine Mahlzeit war sparsam und seine Liegerstatt rauh. Das ist aber auch ein Mann geworden, wie Stahl und Eisen. Er hatte die Strapazen des Kriegs, Wind und Kälte, Hunger und Durst weit besser aushalten können, als ein gemeiner Mann. Ihm hat auch der strengste Winter nichts anhaben können, und er ist über Eis und Schnee so munter wegmarschiert, wie ein Anderer über blumige Wiesen. Er kam manchmal einen ganzen Monat nicht aus seinem Gewande, und oft hat er ganze Wochen auf bloßer Erde unter freyem Himmel geschlafen. Einsmals zeigte ihm ein gemeiner Soldat ein Stück Haberbrod, welches zugleich schon schimmlicht war, und beklagte sich über diese schlechte Kost. Da nahm der König das Brod ihm aus der Hand, aß das ganze Stück vor seinen Augen, und nach-

dem

dem ers aufgegessen hatte, sagte er zum Soldaten: Gut ist das Brod freylich nicht; es ist aber doch zu essen. Und damit war der Mann abgefertigt.

Das Alles hätte dieser König nicht thun können, wenn er von Jugend auf zu Süßigkeiten und Leckereyen gewöhnt worden wäre. Wenn nun etwas solches großen Fürstenpersonen wohl ansteht, um wie viel besser steht es dem gemeinen Manne und Bürger an, der ja ohnehin in seinem Leben allerley Unglücksfällen und Schicksalen ausgesetzt ist?

§. 3.

Wie man die Kinder zum Gehorsam gewöhnen müsse.

Aus Kindern kann man Alles machen, was man nur immer will. Der Hauptartikel in der Kinderzucht ist, daß man das Kind frühzeitig zum allerstrengsten Gehorsam gewöhne. Das Kind muß, wenn es noch ganz klein ist, gewöhnt werden, daß es dem Willen des Vaters und der Mutter sich gänzlich unterwerfe. Das Kind muß und darf nichts haben, als was es haben soll, und es muß sich Alles gefallen lassen, was Vater und Mutter haben wollen.

Eltern! versäumet ja diesen Punkt nicht, sonst pressen euch die Kinder einmal blutige Thränen aus. Lasset bey ihnen nur den Zorn, Trotz und Eigensinn nicht aufragen. Kinder sind bald zornig, wenn man ihnen etwas nicht thut, das sie gerne haben möchten; sie weinen und heulen; sie schlagen und stampfen mit den Füssen. Das müsset ihr durchaus nicht leiden: denn da wäre bey ihnen der Grund zu allen Lastern gelegt. Wenn ihr eurem Kinde etwas nehmet oder verbietet, so nehmet und verbietet es mit Ernst, und zwar einmal, wie das andere mal, morgen, wie heute. Denn, wenn ihr einmal etwas verbietet und ein andermal es wieder gestattet, oder wenn ihr heute einen Ernst dabey zeiget, und morgen keinen, so denkt sich das Kind, ihr seyd nur eigensinnige Leute, und

ihr

ihr verbietet bloß darum etwas, weil es euch gerade so einfällt. Hingegen wenn ihr auf eurem Befehle allezeit fest und unveränderlich verharret, und einmal wie das anderemal sprechet, so bekömmt das Kind nach und nach einen Begriff von dem, was recht und unrecht ist, und es wird bald einsehen lernen, daß, wenn Vater oder Mutter einmal etwas haben wollen, weiter nichts mehr hilft, als ohne Verzug gehorchen. Lasset euch aber da durch das Weinen des Kindes nicht irre machen. Sollte das Kind schreyen, was es aus dem Halse bringt, so lasset euch nicht zum Nachgeben bewegen, sonst habet ihr verlornes Spiel. Ein Kind darf nur ein oder zwey Mal sehen, daß es mit Schreyen etwas ausrichten kann, so wird es allemal zum Schreyen seine Zuflucht nehmen, und der kleine Wildling wird dabey so boshaft, daß er sich lieber zu Schanden schreyt, bis er erhält, was er verlangt. Ihr hingegen lasset nur das Kind schreyen, solang es will, und thut, als wenn ihr das Geschrey gar nicht hörtet. Das Kind wird schon aufhören. Dieß dürfet ihr nur etlichemal thun, so wird das Kind bald merken, daß das Schreyen nichts hilft, und es wird euch ohne Schmerzen gehorchen.

§. 4.

Wann und wie man mit der Ruthe regieren muß.

Wenn ihr an eurem Kinde einen geflissentlichen und vorsetzlichen Ungehorsam bemerket, so wartet mit Fleiß auf den Zeitpunkt, wann das Kind recht offenbar seinen Kopf aufsetzt und seinen Eigensinn zeigt. In diesem Augenblicke nehmet eure ganze Ernsthaftigkeit zusammen, und ergreifet die Ruthe. — Aber wohl gemerkt! führet die Ruthe ohne Hitze und ohne merkbaren Zorn, jedoch so, daß das Kind eine gute Zeitlang die Schmerzen empfindet. Ihr werdet Wunder sehen. Euer Kind wird auf diese ernsthafte Exekution so zahm und biegsam werden, daß ihr ein Andermal nur ernsthaft befehlen, und eine ernsthafte Miene machen, oder auch nur mit dem Finger nach der Ruthe deuten dürfet, und es wird schon eilen, euch zu gehorchen. Habet ihr einmal einen solchen Gehorsam erlangt, daß euer Kind auf den Wink euch folgt, so habet ihr für die ganze übrige Erziehung schon fast Alles gewonnen, was ihr euch zum Heile eures Kindes wünschet könnet.

Aber wenn von der Ruthe die Rede ist, so muß man nicht denken, als wenn man dieses Instrument gar nie aus der Hand lassen dürfe. Keineswegs! Diesen Regimentsstab muß man selten, und nur bey großen Fehlern brauchen, nämlich bey einem vorsetzlichen Ungehorsam, bey

Lü=

Lügen, bey kleinen Diebstählen, oder wenn das Kind einem Andern muthwilliger Weise eine Beleidigung zufügt. Einige Eltern haben die böse Gewohnheit, daß sie allzeit tausend Flüche und Scheltwörter ausstoßen, wenn sie ihre Kinder strafen. Da werden die Kinder etwas Schönes lernen!

Eben so groß oder noch größer ist der Fehler, wenn man anstatt der Ruthe sich gar mit Stecken oder Prügeln bewaffnet. Wer die Kinder mit etwas anderem, als mit der Ruthe, schlägt, ist allzeit strafbarer, als das Kind selbst. Kinder, die unter grausamen Eltern stehen, sind recht zu bedauern: sie wachsen bey aller Zucht unerzogen auf, werden heimtückisch und falsch, und sobald sie einmal aus den Händen ihrer henkerischen Eltern kommen, so lassen sie alle ihre Untugenden offenbar sehen, und zeigen sich als die abscheulichsten Menschen.

§. 5.

Wie man die Kinder zur Arbeit gewöhnen muß.

Ein anderes Stück der guten Erziehung ist, daß man die Kinder frühzeitig zur Arbeitsamkeit gewöhne. Ihr Bürger und Bauersleute! bedenket, daß nur die Arbeit euch Brod ins Haus bringt: Arbeit macht den Bürger und den Bauer aus; Arbeit ist euer Stand und Beruf. Was der Mensch nicht schon in der Jugend

 lernt,

lernt, das wird er im Alter schwerlich mehr lernen. Hat der Mensch nicht schon von Kindsbeinen an eine Freude zur Arbeit, so wird er dieselbe allzeit für seine größte Pein ansehen, und wird eben darum Alles schlecht machen, weil er Alles mit Unwillen und Eckel thut. Wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß der Müßiggang der Vater aller Laster ist, so ist es auch im Gegentheile eine eben so ausgemachte Wahrheit, daß die Arbeit die Mutter und die Quelle aller Tugenden ist.

Gewöhnet also, liebe Eltern! gewöhnet eure Kinder, sobald sie laufen können, zur Arbeit, und machet, daß sie Lust und Freude daran haben. Gebet ihnen beständig etwas zu thun, es sey auch, was es wolle. Wenn auch das, was sie thun, wenig oder gar keinen Nutzen hat, so thuet doch, als wenn sie etwas sehr Wichtiges und Großes gethan hätten. Lasset sie bald dieses bald jenes holen; lasset sie ihre Kleider in der Ordnung beysammen halten; lasset sie einzelne Stücke Holz in die Küche tragen, und was noch mehr andere dergleichen kleine Beschäftigungen sind, deren es in einem Hauswesen in Menge giebt. Wenn sie alsdann ihre Arbeit gut verrichten, so lobet sie: denn nie ist bey Kindern das Lob besser angebracht, als eben da.

So oft ihr euren Kindern etwas schenket; so oft ihr ihnen eine Ergötzung erlaubet; und

be-

besonders, so oft ihr ihnen ein neues Kleidungsstück kaufet, vergesset niemals den Kindern einzuprägen, daß ihr ihnen diese Schenkungen nur darum gebet, weil sie so häuslich und arbeitsam sind. Ja, ihr solltet sie sogar bey der Mahlzeit oft erinnern, daß sie ihr tägliches Essen bloß als den Lohn ihrer Arbeitsamkeit empfangen. Auf diese Art macht man dem Kinde Freude zur Arbeitsamkeit, und das Kind lernt frühzeitig begreifen, daß der Mensch bloß durch die Arbeit seine Nahrung, seine Kleidung und sein Vergnügen gewinnen müsse: eine Wahrheit, die dem Menschen für sein ganzes Leben wichtig seyn muß. Haben die Kinder einmal Freude an der Arbeit gewonnen, so werden die Eltern zu ihrem größten Vergnügen sehen, wie bald und wie gern sie sich in das Joch einspannen lassen, welches sie hernach als Erwachsene mit freudigem Herzen tragen werden.

§. 6.

Unterricht der Kinder in Glaubenssachen und Gottesfurcht.

Und nun, christliche Eltern! wenn sich an euren Kindern allgemach einige Funken der Vernunft blicken lassen, so versäumet das Größte und Wichtigste nicht, nämlich, daß ihr sie in der Liebe Gottes und des Nächsten erziehet. Lehret sie denjenigen Gott kennen, der sie erschaffen, erlöset und geheiliget hat. Gebet ihnen die Eigenschaften Gottes, seine Allmacht,

Weis-

Weisheit und Liebe, bey jeder schicklichen Gelegenheit zu erkennen, und sprechet von Gott nie anders, als mit aller Ehrfurcht und Liebe. Bringet ihnen nach und nach die Grundsätze unsrer heiligen Religion so klar, als möglich bey, und lehret sie den Geboten Gottes Gehorsam leisten. Suchet ihnen vorzüglich einzuflößen eine herzliche Liebe zu allen Menschen: denn diese Liebe ist der Grund aller Vollkommenheit und die Urquelle aller menschlichen Glückseligkeit; sie ist, nach der Lehre Jesu, der Mittelpunkt unseres Glaubens, und macht uns zu wahren Ebenbildern Gottes. Zeiget ihnen daher, daß sie, wie Gott, ihre ganze Glückseligkeit darinn suchen sollen, daß sie allen Menschen nach Kräften Gutes thun. Präget es ihnen recht tief in ihre Herzen ein, daß wir Menschen auf dieser Welt anders nicht glückselig seyn können, als wenn wir unsere Mitmenschen durch Gutthaten, durch Hülfleistung, und durch allerley Gefälligkeiten erfreuen; wenn wir ihnen Verdruß und Kränkungen ersparen, und wenn wir durch Arbeit und Fleiß uns und Andern Nutzen zu schaffen suchen. — Saget ihnen nur recht oft, daß die Menschenliebe der einzige Weg ist, die Gnade Gottes zu erlangen, und zugleich bey allen Menschen sich beliebt zu machen. Drücket ihnen daher recht tief die große und wichtige Wahrheit ein: Menschen ohne Noth kränken und beschädigen, ist große Sünde; hingegen, Menschen erfreuen und beglücken, ist große Tugend und wahre Gottes-

ver-

verehrung. Saget ihnen dieses so oft, so dringend, und mit solcher Herzensinbrunst, daß ihr ganzes zartes Herz von dieser göttlichen Wahrheit eingenommen wird, und daß sie nichts mehr verabscheuen, als Menschenhaß und Kränkungen des Nächsten. — Zeigt euch selbst nie so unwillig, nie so betrübt und mißvergnügt über eure Kinder, als wenn ihr höret, daß sie einem Andern etwas Böses zugefügt, oder etwas Gutes versagt haben. Verzeihet ihnen lieber Alles in der Welt, als wenn sie einen Menschen beleidigen, beschädigen, oder betrüben.

Aber alle diese Lehren müsset ihr erst durch euer eigenes Beyspiel kräftig machen, sonst ist alles Predigen und Zureden vergebens. Euer Beyspiel wirkt hundertmal besser auf eure Kinder, als alle eure Ermahnungen und gute Lehren. Was die Kinder an Andern sehen, das thun sie gern nach; was sie aber an Eltern sehen, das thun sie zweymal gern.

§. 7.

Warnung vor der Unzucht.

Es ist jetzt eine fast allgemeine Klage, daß heut zu Tage ganz kleine Kinder oft Reden ausstoßen und Dinge treiben, die man sonst nur an Erwachsenen mit Abscheu gesehen und gehört hat. Aus sich selbst lernen die Kinder solche Sachen nicht. Man darf für gewiß annehmen, daß sie so etwas Böses entweder von Dienst-

bothen, oder von Andern, oder wohl gar von ihren eignen Eltern gehört oder gesehen haben.

Eltern! wenn euch das Wohl euerer Kinder am Herzen liegt, so leidet es nicht, daß eure Dienstbothen auch nur ein unzüchtiges Wort in Gegenwart eurer Kinder auf die Bahn bringen. Es giebt Knechte und Mägde, die es gar nicht für unerlaubt halten, wenn sie die Kinder allerley Böses und Garstiges lehren. Die Kinder reden hernach in ihrer Unschuld diese abscheulichen Sachen so heraus, und da lacht das Gesinde recht herzlich darüber, und hat seinen größten Spaß dabey. Da meynen dann die Kinder, es sey nichts Böses dahinter, eben darum weil sie sehen, daß große Leute darüber lachen. Die Kinder wachsen auf, hören und sehen täglich solche Sachen, und treiben sie auch anfänglich bloß aus Spaß und Unschuld. Allein, allgemach werden sie älter und kommen in ihre mannbaren Jahre. Da wird es desto ärger mit ihnen: sie empfinden einen gewissen Trieb in der Natur; ihr Kopf ist voll der abscheulichsten Gedanken; die böse Lust kömmt dazu, und bald treiben sie dasjenige mit der größten Gottlosigkeit, was sie in ihren Kinderjahren aus Unverstand getrieben haben. Weg mit solchen Dienstbothen.

Eltern! leidet es durchaus nicht, daß das Kind an den geheimen Theilen des Leibes mit Kitzeln gereizet werde. Der Schaden, welcher

da=

dadurch entsteht, ist weit größer, als man glaubt. Fast alle Kindsmägde, und wol auch die Eltern selbst, begehen diesen Fehler häufig; denn sie glauben, es geschehe dem Kinde eine große Gefälligkeit, wenn man es mit solchen Unanständigkeiten zum Lachen reizt. —

Eltern! leidet es nicht, daß die Kinder, sie mögen so jung seyn, als sie wollen, sich in Gegenwart Anderer entblößen. Wenn ihr so etwas an ihnen sehet, so müsset ihr einen großen Abscheu davor bezeugen, und eilfertig mit der Ruthe einen bleibenden Eindruck machen. Dadurch erhaltet ihr an euren Kindern den großen Schatz der Schamhaftigkeit: und diese ist die sicherste Schutzwehr gegen die Unzucht. —

Leidet es auch nicht, daß Kinder beyderley Geschlechts in einem Bette beysammen schlafen, oder miteinander baden. In beyden Fällen ist die Schamhaftigkeit in äußerster Gefahr. —

Am meisten aber hütet euch, ihr Eltern! daß ihr nicht so unvorsichtig seyd, und dasjenige vor Kindern thut, was ihr nur in Geheim zu thun berechtigt sind: denn so vergiftet ihr eure Kinder durch euer eignes Beyspiel. Saget nur nicht: Die Kinder verstehen es nicht. — Die Kinder haben schärfere Augen und bessere Ohren, als ihr, und es braucht bey ihnen oft nichts, als Sehen und Hören, und der giftige Saame bleibt in ihrem zarten Herzen zurück, welcher mit der Zeit die bittersten Früchte bringt.

Zehntes Hauptstück.

Von dem, was Herrschaften ihren Dienstbothen schuldig sind.

Ihr Herren, verfahret mit euren Dienstbothen gütig und menschlich, denn sie haben eben denselben Herrn im Himmel, den ihr habet; und bey Gott ist kein Unterschied der Personen.

Die Dienstbothen bringen Glück in das Haus, und bringen auch Unglück hinein. Das Glück kömmt von guten, das Unglück von bösen Dienstbothen. Es liegt also dem Hausherrn sehr viel daran, daß er lauter gutes Gesind in seinem Dienste hat. Es ist demnach nur die Frage, wie man es angehen müsse, daß man gute Dienstbothen bekomme. Die Antwort ist folgende.

Das Sprüchwort sagt nicht umsonst: Der gute Herr macht den guten Knecht. Das will soviel sagen: Wenn die Herrschaft die Dienstbothen gut hält, und gut bezahlt; wenn sie darauf sieht, daß Jedes das Seinige thut, so ist das Gesind auch gut und fleißig.

Wenn aber die Herrschaft das Gesinde schlecht hält, schlechte Kost giebt, schlechte Aufsicht darauf hat, so ist das Gesind auch schlecht, unfleißig, untreu. Es ist und bleibt eine richtige Wahrheit: Wer Andern Gutes thut, dem thut man wieder Gutes. Das hat sich jeder Hausherr wohl zu merken. Wenn der Hausherr seine Schuldigkeit gegen das Gesinde beobachtet, so beobachtet auch das Gesinde seine Schuldigkeit gegen die Herrschaft.

Ist die Herrschaft hart und grob, so ist das Gesinde mißvergnügt und ohne Liebe gegen die Herrschaft. So gering der Dienstboth seinem Stande nach ist, so hält er doch etwas auf seine Ehre, und leidet es nicht gern, wenn man ihm verächtlich begegnet und gegen ihn hart ist. Ein mißvergnügter Dienstboth arbeitet nur halb und halb, und läßt theils am Hausgeräthe, theils am Vieh vielen Schaden geschehen, den er leicht hätte verhüten können. Am Ende muß alles die Herrschaft büßen, und der Schaden ist gemeiniglich zehnfach größer, als er seyn würde, wenn man den Dienstbothen das Ihrige gäbe.

Das Gesinde muß man allzeit menschlich und freundlich behandeln, und wer klug ist, trachtet darnach, daß er sich bey den Dienstbothen allemal mehr Liebe, als Furcht, erwirbt. Das ist das Kennzeichen einer guten Gemüthsart. Solche Herrschaften bekommen allemal das beste und treueste Gesinde. Gute Herrschaften geben

nicht

nicht nur das ganze Jahr hindurch eine anständige, gesunde Kost, sondern machen auch an gewissen Tagen des Jahres eine Ausnahme, und geben ihnen da etwas Mehreres und Besseres, als sonst. Dieß geschieht um Ostern, Weihnachten und Pfingsten, in der Faschingszeit, am Kirchweihfeste, und an andern Tagen, wo es Herkommens ist. Unterm Jahre zuweilen ein kleines Trinkgeld, ein Marktkram, eine Maaß Bier, ein Stück weisses Brod, und andere solche Kleinigkeiten wirken oft ganz viel, die Arbeit geschieht lieber und munterer, der Dienstboth gewinnt neue Schätzung für seine Herrschaft, er thut seine Geschäfte treuer und pünktlicher, und die Herrschaft erlangt davon einen Zins, der gewiß allemal größer ist, als das Kapital selbst.

Es ist aber auch ein großer Fehler, wenn die Herrschaft den Dienstbothen immer durch die Finger sieht, und ihnen das ganze Hauswesen überläßt. Auch auf die allerbesten Dienstbothen muß man ein wachsames Auge haben. Wo man alles gehen läßt, wie es geht, da wird das Gesinde faul, Jeder thut, was er will, Jeder schiebt die Arbeit auf den Andern, und auch die wenige Arbeit geschieht nicht gut; sondern Alles geschieht zum Schaden des Herrn, bis am Ende nicht mehr zu helfen, und der Untergang des ganzen Hauses vollendet ist.

Einige Hausfrauen sind es selbst, die das Gesinde lüderlich machen. Es giebt Weiber,

die

die sich heimlich mit den Dienstbothen verstehen, um ihren Herrn zu betrügen. Solche schlimme Hauswirthinnen halten eine eigene Dienstmagd, oder eine andere Person, die bald Flachs, bald Kleidungsstücke aus dem Hause vertragen, und dafür Spitzen und Bänder, oder Brandtwein, Süßigkeiten und andere Leckereyen hereinschwärzen muß. Solche Weiber sind ein großer Schauer für ein Haus, und verderben das Gesind auf die schändlichste Art.

Wird vom Gesinde etwas versehen, oder vernachläßiget, so muß die Herrschaft es das Erstemal mit Sanftmuth erinnern, und die menschliche Schwachheit mit Geduld ertragen. Fruchten aber die Erinnerungen nicht, und werden die Fehler noch öfters begangen, oder unterlaufen etwa gar Sünden und Laster, Betrug, Trunkenheit oder Unzucht: so müssen die Herrschaften ihren Dienstbothen nicht nur ernstliche Ermahnungen geben, sondern auch scharfe Bedrohungen anwenden. Ist aber auch dieses nicht hinlänglich, sie zur Besserung zu bringen, so thut man am besten, wenn man dem unverbesserlichen Menschen den Dienst aufsagt, und ihn aus dem Hause schafft, damit das gute Gesind und die Kinder nicht auch verführt und zum Bösen verleitet werden.

Endlich müssen gute Herrschaften dem Gesinde alle Gelegenheit zum Bösen abschneiden, so viel es ihnen möglich ist. Es giebt fast an allen Orten böse Gesellschaften und Häuser, wo

das

das Gesinde zum Laster verleitet wird, oder wo man ihm zur Sünde Unterschleif giebt. Die Herrschaften müssen denken, daß sie im Gewissen verbunden sind, nicht nur für die Nahrung ihrer Dienstbothen, sondern auch für ihr Seelenheil zu sorgen, und unter andern darauf zu sehen, daß die männlichen und weiblichen Dienstbothen nicht einen zu vertrauten Umgang mit einander haben. Ein Hausherr, der beym Gesinde diesen Unfug leidet, hat selbst den größten Schaden davon. Man sagt nicht umsonst: Die Liebe macht Diebe. Hat einmal diese Seuche unter den Dienstbothen eingerissen, so freut sie keine Arbeit mehr, das Vieh wird verwahrloset, viel Hausgeräth geht unnöthiger Weise zu Grunde, und gestohlen wird auf allen Seiten.

Herrschaften! seyd euren Dienstbothen selbst ein Beyspiel des Fleißes, der Ordnung und der Gottseligkeit. Lasset sie bey jeder Hausandacht selbst gegenwärtig seyn, und nie ohne Noth einen Kirchengottesdienst, eine Predigt, und noch viel weniger eine Christenlehre versäumen. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. — Wollet ihr gutes Gesinde haben, so haltet es nicht zu streng, sondern so, wie ihr es selbst wünschen würdet, daß man euch halten sollte, wenn ihr Dienstbothen wäret. Die Dienstbothen sind Menschen, wie ihr, und sind von eben der Natur, wie ihr. Bloß das Glück hat einen Unterschied unter ihnen und euch gemacht. Das Glück ist aber auch sehr veränderlich, und oft

hat

hat es sich zugetragen, daß der Herr ein Knecht, und der Knecht ein Herr geworden ist. Es ist also in der Sache selbst der Unterschied so groß nicht, wie einige Herren meynen. Zu dem ist es auch gewiß, daß der Herr eben so, wie der Dienstboth über sein Verhalten wird Rechnung ablegen müssen. Daher giebt auch die heilige Schrift die schöne Lehre, und sagt: Ihr Herren, verfahret mit euren Dienstbothen gütig und menschlich, denn sie haben eben denselben Herrn im Himmel, den ihr habet; und bey Gott ist kein Unterschied der Personen.

Eilftes Hauptstück.

Von dem, was Dienstbothen ihren Herrschaften schuldig sind.

Gott hat es so eingerichtet, daß verschiedene Stände in der Welt seyn sollen. Er hat gewollt, daß der Reiche den Armen ernähren, und der Arme für den Reichen arbeiten soll, damit einer dem Andern das Leben erleichtern möchte. Deßwegen sollen die Dienstbothen sich willig in ihren Stand schicken, und ihre Pflichten getreu zu erfüllen suchen.

Die

Die Pflichten der Dienstbothen sind folgende.

1. Gute Dienstbothen müssen ihrer Herrschaft mit Achtung und Ehrerbietung begegnen. Die Herrschaften werden dermaleinst Rechenschaft geben müssen für ihre Untergebenen; die Dienstbothen haben demnach die Pflicht, ihre Herren für solche Personen anzusehen, die von Gott selbst über sie verordnet und aufgestellt sind. Es ist wider alle schuldige Achtung, wenn die Dienstbothen über ihre Herrschaft Böses reden, oder ihre Fehler bey Andern ausplaudern. Solche Dienstbothen machen durch ihre Schwätzereyen sich selbst verächtlich: denn Jedermann scheut solche Leute, die von Andern verächtlich reden.

2. Die Dienstbothen müssen ihren Herrschaften allen möglichen Gehorsam leisten. Es trifft zuweilen ein, daß ein Dienstboth die Arbeit besser versteht, als die Herrschaft selbst. Aber er mag Alles verstehen, so gut er will, so hat er doch niemals Fug und Recht, die Arbeit bloß nach seinem Kopfe zu verrichten, oder seinem Herrn gleichsam Gesetze vorzuschreiben. In diesem Falle darf und kann der Dienstboth nichts Anderes thun, als der Herrschaft mit Bescheidenheit die Vorstellung machen, daß die Arbeit, so und so verrichtet, viel besser ausfallen würde. Nimmt die Herrschaft die Erinnerung an, so ist es desto besser. Will aber

der

der Herr die Arbeit gerade so, und durchaus nicht anders verrichtet wissen, so hat der Dienstbothe sich nicht mehr zu bekümmern, ob es gefehlt oder getroffen ist, sondern er muß ohne Weiters thun, was und wie die Herrschaft es haben will. Dienstbothen dürfen nie befehlen und anschaffen; sondern ihre Sache ist, arbeiten und thun, was die Herrschaft befiehlt.

3. Gute Dienstbothen müssen den Schaden ihrer Herrschaft eben so sorgfältig zu verhindern, und den Nutzen eben so fleißig zu befördern suchen, als wenn es ihr eigner wäre. Gleichwie diejenigen Herrschaften die besten sind, welche ihren Dienstbothen Alles thun, was sie selbst wünschen würden, daß man ihnen thun sollte, wenn sie Dienstbothen wären: so sind auch jene Dienstbothen die besten, welche ihrer Herrschaft Alles thun, was sie wünschen würden, daß man ihnen thun sollte, falls sie die Herrschaft wären. — Gesetzt nun, du, Dienstboth! wärest wirklich die Herrschaft: hättest du es wol gern, wenn dir die Dienstbothen ihre Arbeit im Hause, im Stalle, und auf dem Felde so verrichteten, wie du sie jetzt verrichtest? Wärest du mit ihnen zufrieden, wenn sie Alles so obenhin und schleuderisch, so unordentlich, so verkehrt, so unwillig thäten, wie du? Wäre es dir lieb, wenn sie auf Roß und Ochsen, auf Schiff und Geschirr so schlechte Obacht hätten, wie du? — Sieh da, dieß wären so recht schöne Fragen, die man an sich selbsten stellen sollte, und zwar je öfter

je besser. Denn jeder Mensch muß denken: Was du nicht willst, daß dir Andere thun, das thue du ihnen auch nicht; hingegen, was du willst, daß dir Andere thun sollen, das thue du ihnen auch. Diesen schönen Grundsatz hat Jesus uns nicht oft genug sagen können; und sobald man auf diese wichtigste Lebensregel denkt, so weiß man gleich im ersten Augenblicke, was man zu thun, oder zu lassen hat.

O! wenn die Dienstbothen nur wüßten, und es begreifen möchten, wie sehr sie sich selbst schaden, wenn sie unfleißig oder untreu sind: gewiß, sie würden nicht nur jede Nachläßigkeit und Untreue wie Tod und Pest verabscheuen, sondern auch alle Arbeit pünktlich, ordentlich und mit Freuden thun. Gute Dienstbothen werden in kurzer Zeit überall bekannt, überall aufgesucht, überall besser bezahlt, und überall geschätzt und geliebt. Und wenn sie einmal ihren Stand verändern, so finden sie überall gute Leute, die ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, und der liebe Gott giebt ihnen in ihrem Hauswesen reichliches Glück und Segen.

Es thut Einem allemal recht im Herzen wohl, wenn man im Evangelium das schöne Lob liest, welches der Hauptmann seinem Knechte giebt. Er sagte zu Jesu: Mein Knecht, der bey mir zu Hause an der Gicht krank liegt, ist ein guter Dienstboth; es ist ihm keine Mühe zu

groß,

groß, kein Weg zu weit, keine Arbeit zu schwer; Alles, was ich nur haben will, thut er mir auf den Wink. Dieser gute Knecht hatte seine Wiedergenesung nach Gott keiner andern Ursache zu verdanken, als seiner eigenen Tugend und Rechtschaffenheit: denn ohne dieselbe hätte sein Herr sich gewiß nicht so sehr um ihn angenommen, und Jesus würde ohne den Glauben seines Herrn das Wunder an ihm nicht gewirket haben.

Folgendes Beyspiel von einem rechtschaffenen und grundehrlichen Hausknechte verdient aller Welt bekannt gemacht zu werden. In einer gewissen Stadt in Baiern war ein Schreiber bey seiner Herrschaft schon eine geraume Zeit in Diensten und hatte endlich einmal das Glück, daß er als Beamter angestellt wurde. In einem solchen Falle muß man bekanntermaßen viele Taxen und Gebühren bezahlen, und ohne viel Geld kann man kein Amt antreten. Der neue Beamte hatte alle erforderliche Eigenschaften; nur das Geld allein fehlte, und eben das machte ihm tausend Kummer. Ehe er den Dienst antrat, mußte er zuvor bey einigen großen Herren, die ihm zum Dienste verholfen hatten, seine Danksagungen machen, und sich bey ihnen aufs Neue empfehlen. Aber wer einmal in einer großen Stadt gewesen ist, der wird wissen, daß in Herrschaftshäusern keine Thür aufgeht, wenn man nicht einen goldenen Schlüssel bey sich hat: denn die Bedienten und Kammerdie-

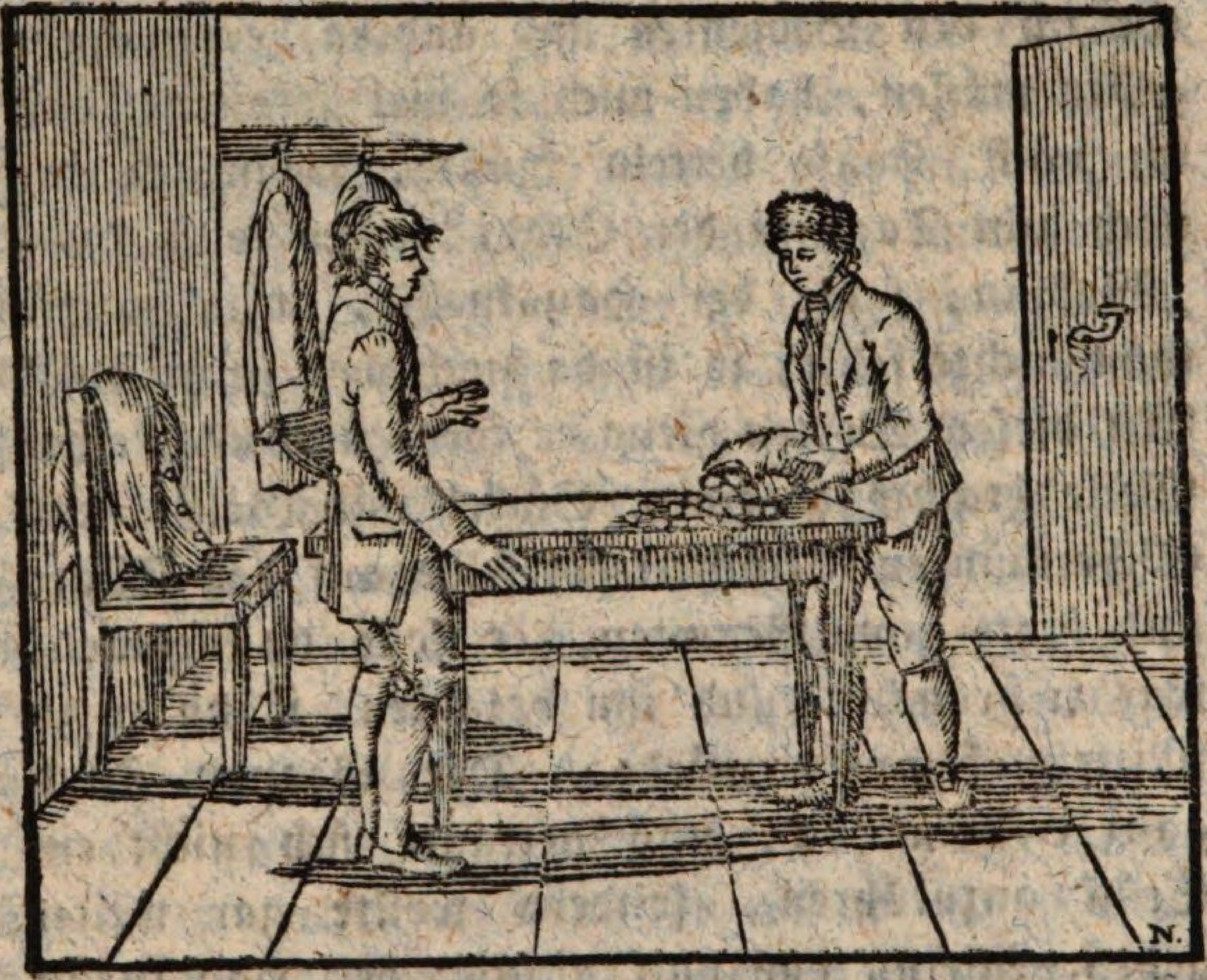
ner melden Einen bey der Herrschaft gewiß nicht an, wenn man sich bey ihnen nicht brav mit Geld und Geschenken einstellt. Unser Beamte gab nichts, und konnte nichts geben, weil er nichts hatte. Aber eben darum ließ man ihn auch warten, und er mußte oft kommen, ehe er vorgelassen wurde. Endlich kam er in ein ansehnliches Grafenhaus, wo es ihm wieder eben so ergieng, wie in den andern Häusern. Hier dachte er nun in der Bedientenstube kummervoll seinem Elende nach; er war so mißvergnügt und niedergeschlagen, daß man es ihm ganz wohl hätte ansehen können, wo es ihm fehle. Ein Hausknecht des Grafen sah den Mann so eine Zeitlang an, machte sich seine Gedanken darüber, und sagte endlich zum Beamten: „Herr! Ihnen fehlt etwas, und sie müssen sehr bestürzt seyn, das sehe ich Ihnen am ganzen Gesichte an. Ich bin zwar nur ein Hausknecht, aber wenn ich ihnen helfen könnte, so würde ich es den Augenblick thun: denn sie scheinen mir ein ehrlicher Mann zu seyn; aber, leider! bin ich nie so glücklich gewesen, daß ich Jemanden hätte helfen können.“ Dem neuen Beamten war die Ehrlichkeit, welche er an diesem Hausknechte fand, so auffallend, daß er sich nicht genug darüber verwundern konnte. Endlich sprach er ganz vertraut zu ihm: „Mein Freund! ich bin so glücklich gewesen, eine Beamtenstelle zu erhalten, die mir jährlich zwölfhundert Gulden einträgt. Dieses habe ich großentheils dem gnädigen Fürworte Seines Herrn zu verdanken, und ich bin

deß=

deßwegen da, um ihm meine Danksagung zu machen. Aber es ist erschrecklich, wenn ich an die Taxen denke, welche ich für den Dienst auszahlen muß. Ich habe mir in meinen Dienstjahren zwar etwas Weniges erspart, aber das ist Alles hin. Die Zehrung, die Trinkgelder, welche ich den Bedienten und andern Leuten habe geben müssen, haben mich so viel gekostet, daß ich nach Hause betteln müßte, wenn ich nur noch acht Tage in der Stadt bleiben sollte." — „Wohlan, sagte der Hausknecht, wenn weiter sonst nichts fehlt, so ist da noch wol zu helfen." Mit diesen Worten gieng er fort, und nach einer Weile brachte er einen Säckel mit Gold- und Silbermünzen, schüttete dieselbe auf den Tisch, und sagte zum Beamten, er solle da nehmen, was er brauche, und ihn bezahlen, wann er zu Mitteln kommen würde. Der Beamte stund ganz erstaunt da, und getraute sich nicht ein Stück anzurühren, sondern wollte gar weiter gehen. Allein, das half nichts: der Hausknecht ließ ihn keinen Schritt weiter, und zwang ihn mit Gewalt, das Geld anzunehmen. Endlich nach langem Wortwechsel suchte sich der Beamte so viel Geld heraus, als er zu seinem Vorhaben nöthig hatte, nämlich fünf hundert Gulden. Sogleich stellte er auch den Schuldschein aus, und versicherte den Hausknecht, daß er in ein paar Jahren das Kapital sammt den Zinsen haben sollte. Der Beamte hielt getreu, was er versprochen hatte, und der Hausknecht war noch dabey so ehrlich, daß er alle Zinsen zu-

rück-

rückschickte. Noch auf den heutigen Tag erzählt der Beamte mit gerührtem Herzen diese Geschichte, und er kömmt nie in die Stadt, ohne seinen großen Wohlthäter zu besuchen, und ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen.



So viel Ehrlichkeit und Menschenliebe würde der Beamte vielleicht in der halben Stadt nicht gesucht haben. Es mag zwar seyn, daß das Geld des Hausknechts nicht lauter ersparter Lohn gewesen ist. Aber soviel scheint doch gewiß zu seyn, daß unter der ganzen Summe nicht ein einziger ungerechter Kreuzer war. Denn, wer einmal ein Dieb ist, der traut keinem Menschen mehr, und was er stiehlt, das stiehlt er für sich und nicht für Andere: wenigstens würde

der

der Hausknecht einem fremden Menschen nicht getraut, und ihm von freyen Stücken eine so große Summe angeboten haben. Noch gewisser aber ist es, daß dieser brave Knecht noch eine andere Tugend gehabt hat, die zwar allen Menschen, aber besonders den Dienstbothen überaus wohl ansteht, nämlich die Tugend der **Sparsamkeit**. Ohne Sparsamkeit würde er wenig oder gar nichts haben ausleihen können. Wer nicht sparsam ist, der steckt immer bis über den Kopf in der Noth, und er kann nicht einmal sich selbsten, geschweige Andern helfen.

Liebe Dienstbothen! lasset euch die Sparsamkeit bestens empfohlen seyn. Sie ist das beste Heurathgut. Euer Lohn mag so klein oder so groß seyn, als er will, so gehet mit dem Gelde allzeit sparsam und häuslich um. Gebet keinen Kreuzer und keinen Pfenning aus, ausgenommen bloß für solche Nothwendigkeiten, die ihr unmöglich entbehren könnet. Wer ohne Noth Kreuzer ausgiebt, der wird oft in der Noth keinen Heller haben. Mannspersonen machen sich selbst vor der Zeit unglücklich, wenn sie sich gewöhnen, alle Feyertage zum Bierkruge zu gehen, zu spielen, oder auf allen Kirchweihen und Hochzeiten zu erscheinen. Solche Lustbarkeiten kosten Geld, und da wird der Lohn bald hin seyn. Es giebt Knechte, die am Ende des Dienstjahres fast keinen Kreuzer mehr einzunehmen, und dazu keinen guten Fetzen Gewand auf dem Leibe haben. Wer so einen Kerl in

den Dienst nimmt, der ist gewiß damit angeführt. Solche Bursche sind auch geschenkt nicht wohlfeil. Denn wer für sich selbst nichts nutz ist, der ist es für Andere noch viel weniger.

Auch den dienenden Weibspersonen ist die Tugend der Sparsamkeit höchst nothwendig. Sie haben ohnehin gemeiniglich weniger Lohn als die Mannspersonen, und eben darum sollten sie auch mit ihrem Gelde desto haushälterischer seyn. Es ist einer Dienstmagd eine schlechte Ehre, wenn sie auf eine einzige Kappe ihren ganzen Jahrlohn verwendet, oder wenn sie den größten Theil ihres Lohns auf Spitzen und Bänder und andere dergleichen Tändeleyen verwendet, die weder kalt noch warm machen, und am Ende sogar für den Misthaufen zu schlecht sind. Nichts haßt man so sehr, als Mägde, die großen Aufwand auf ihren Putz machen. Man weiß ja, wie hoch ihr Lohn ist, und zuletzt muß man ja nothwendig denken, solche Dienstbothen müssen sich mit Stehlen zu helfen wissen.

In Baiern ist eine Gegend, das Lechthal genannt, da wissen die meisten Mädchen nicht, wie sie sich stolz und üppig genug kleiden sollen. Dem Aufputze nach möchte man glauben, sie wären einige tausend Gulden reich. Aber da würde man sich sehr irren: denn sie sind nur arme Tröpfinnen, und tragen ihr ganzes Hab und Gut am Leibe herum. All' ihr verdientes Geld verwenden sie auf Kleiderpracht, und Eine

sucht

sucht die Andere darinn zu übertreffen. Diejenigen, welche sich im Aufputze am stärksten hervorthun wollen, werden von den Mannspersonen am meisten verachtet, und müssen größtentheils als alte Jungfrauen sterben. Diejenigen hingegen, welche das Glück haben, einen Mann zu bekommen, geben meistentheils schlechte Hauswirthinnen ab, und der Mann ist fast allemal damit angeführt. Es sind zwar in dortiger Gegend gar viele brave Bauern, Handwerker und Taglöhner; aber Alle sagen: So Eine mögen wir nicht, denn die hätten wir nur, daß sie unser Geld an die Hoffart verschwenden könnte. Man kann diesen Leuten hierinn wahrlich nicht unrecht geben: denn wer so eine hoffärtige Puppe heurathen wollte, der müßte nur desto eher mit ihr betteln gehen. Man weiß aus der Erfahrung allzu gut, daß schlechte Mägde keine guten Weiber abgeben.

Kurz: die Verschwendung ist ein Laster, mit welchem man sich zum öftern auf sein ganzes Leben unglücklich macht. Bey vielen Dienstbothen heißt es: Bringt der Tag, so nimmt der Tag. Diese gehen mit ihrem wenigen Gelde um, als wenn sie den Tausenden nach hätten, lassen ihre wenigen Kreuzer auf dem Tanzboden, am Spieltische, oder in der Bierschenke sitzen, oder hängen ihr Geldlein wol gar einem lüderlichen Schleppsack an. Da haben denn solche Leute beständige Geldnoth. Ja, oft kommen sie in so große Noth, daß sie kein

anderes Mittel wissen, als Stehlen. Und das ist eben das rechte Mittel, sich vor Gott und vor der ganzen Welt zum Abscheu zu machen.

Zwölftes Hauptstück.

Wie man sich gegen seine Mitmenschen betragen müsse, wenn man ruhig und vergnügt leben will.

Laß Gott! mich immer dahin sehn,
Mit Jeglichem so umzugehn,
Wie ichs von ihm begehre:
Damit ich durch Lieblosigkeit
Den Nächsten nicht beschwere.

Ein großer Theil unsrer Glückseligkeit geht verloren, wenn wir die rechte Art und Weise nicht wissen, wie wir mit unserm Mitmenschen umgehen müssen. Wenn wir von aller menschlichen Gesellschaft getrennt wären, und wenn Jeder von uns draußen im Walde leben müßte, wo wir nichts als Hirsche und Füchse und andere wilde Thiere zu Gesichte bekämen, so würden wir freylich in unserm ganzen Leben nichts erfahren von Streithändeln und Zänkereyen, von Verläumdungen und Feindschaften, und nichts

von

von tausend andern Verdrüßlichkeiten, die uns das Leben oft so sauer und widerwärtig machen; aber ein solches Leben würde auch gewiß sehr traurig seyn, unsere Mahlzeiten würden da recht mager aussehen, und der Winter würde uns ganz wunderliche Gesichter zeigen. Ich weiß gewiß, keiner von uns wäre im Stande, eine solche Lebensart auch nur ein Jahr lang auszuhalten.

Nun leben wir, Gott Lob! in der Gesellschaft der Menschen, und befinden uns unter tausend Geschöpfen, die unsers Gleichen sind, mit denen wir reden und arbeiten, handeln und wandeln, essen und uns ergötzen können. Aber da kann man leicht denken, daß unter einer so großen Menge Menschen nicht immer Friede seyn kann, weil oft Einer den Andern stoßt und engt. Da muß es dann nothwendig bisweilen Streit und Verdrüßlichkeiten absetzen, und wer an solchen Dingen seine Freude hat, der findet überall Gelegenheit genug dazu.

Wer Andere beleidiget, beleidiget allemal sich selbst am meisten: denn über einen solchen Menschen stehen alle Andere auf, und es wird ihm auf allen Seiten Verdruß und Herzeleid angethan. Wem allzu wohl ist, der darf nur Betrug, Diebstahl, Verläumdung oder Prozesse angreifen, so wird er seine guten Tage bald hingebracht haben. — Wie du dich gegen Andere verhältst, so verhalten sich die Andern auch

ge-

gegen dich: bist du gut mit ihnen, so sind sie mit dir auch gut; bist du aber mit ihnen böse, so sind sie auch mit dir böse. Du darfst dir keine andere Rechnung machen.

Wenn es dir daher lieb ist, daß Andere mit dir, und du mit Andern in Zufriedenheit lebest, so hüte dich 1) vor jedem Diebstahle, 2) vor Betrug, 3) vor Falschheit, 4) vor Verläumdung. Denn dieß sind die Laster, welche kein Mensch auf der Welt leiden kann, und welche Einen um Glück, Ehre und Leben bringen können.

§. 1.

Vom Diebstahle.

Hüte dich vor jedem Diebstahl, er mag groß oder klein seyn. Kein Laster bringt dem Menschen so viel Unehre, wie dieses. Die Strafe, welche die Gesetze auf den Diebstahl gelegt haben, ist groß: und es muß schon ein abgehärteter Bösewicht seyn, der sich auf das Stehlen verlegt. Kömmt der begangene Diebstahl auf, so wird der Thäter entweder mit Gefängniß, oder wol gar am Leben gestraft. Bisweilen geschieht es freylich, daß er nicht ganz überwiesen werden kann, und folglich aus dem Gefängnisse entlassen wird; aber demungeachtet bleibt ein solcher Mensch immer kohlschwarz, und bey allen Leuten im Verdachte der Dieberey.

Wer einmal als Dieb bekannt ist, den mag kein Mensch mehr haben; Niemand läßt ihn gern in sein Haus, in seinen Garten, oder auf seinen Acker gehen. Man hat immer die Augen auf ihn, man sieht ihm beständig auf die Finger, man schließt Alles vor ihm zu, und man stellt ihm Leute auf, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnimmt. Will er zu seiner höchsten Nothdurft etwas von Jemand Andern entlehnen, so traut ihm kein Mensch, wenn er auch hoch und theuer schwört, daß er Alles richtig wieder geben wolle. Kömmt er in ein Unglück, so hat Niemand Mitleid mit ihm; und kömmt er in eine Noth, so will ihn Niemand in seinen Dienst oder in sein Haus aufnehmen, weil man weiß, daß er gern stiehlt. Gemeiniglich kömmt ein solcher Mensch in das äußerste Elend, und er hat schon ein großes Glück, wenn er nicht dem Henker in die Hände fällt.

Man fängt gemeiniglich nur mit Kleinigkeiten an, aber mit Großem hört man auf. Niemand wird auf einmal ein großer Dieb. Im Anfange zwackt man nur Heller und Pfenninge; hernach Kreuzer und Gulden, und zuletzt Alles, was man erwischt. Und da wird man endlich ein ordentlicher Dieb.

Es wurde einmal ein Dieb zum Hängen ausgeführt. Als er schon unter dem Galgen stund, erblickte er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zum Scharfrichter, er

möch-

möchte ihm doch erlauben, noch ein paar Worte mit seiner Mutter zu sprechen, und der Scharfrichter erlaubte es ihm. Da gieng er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr etwas ins Ohr sagen wollte. Aber auf Einmal biß er sie so gewaltig ins Ohr, daß das Weib laut zu schreyen anfieng. Da sagten alle Leute, die zugegen waren, dieß muß wol ein rechter Bösewicht seyn, daß er so kurz vor seinem Tode noch seine Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute! wundert euch nicht darüber. Ihr müsset wissen, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an; und meine Mutter strafte mich nie darüber. Da ich in die Schule gieng, stahl ich meinen Schulkameraden manche Kleinigkeiten; und wenn ich nach Hause kam, freute sie sich darüber, und verkaufte, was ich gestohlen hatte. Das machte dann, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich anfangs bestraft, so würde es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deßwegen habe ich sie ins Ohr gebissen, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache meines Todes sey.

Es sind aber nicht bloß Kinder, die aus Unachtsamkeit der Eltern nach und nach sich an das Stehlen gewöhnen; sondern man hat auch Beyspiele von vielen Erwachsenen, daß sie erst

in ihren spätern Jahren dieses schändliche Handwerk ergriffen, da sie zuvor nie einen Heller veruntreuet hatten. Einige sind durch eine schlecht geführte Hauswirthschaft, Andere durch die Spielsucht, und noch Andere durch verbotene Liebe zu heimlichen Angriffen und Diebereyen verleitet worden.

In einem Dorfe in Pohlen hatte sich der Sohn eines Gastwirths als Soldat anwerben lassen, und war viele Jahre vom väterlichen Hause abwesend. Die Feldzüge, die er mitgemacht hatte, liefen für ihn so gut ab, daß er, nach empfangenem Abschiede, mit einem großen Reichthum in sein Vaterland zurück kehren konnte. Als er schon ziemlich nahe bey seinem Vaterorte war, kam er zu einer Weibsperson, die eben auch in dasselbe Dorf gieng. Mit dieser setzte er die Reise fort, und das Erste, wornach der Soldat sich erkundigte, war, wie sich der Gastwirth, seine Frau und seine Kinder befinden. Das Weib sagte zu ihm, daß beyde Wirthsleute noch am Leben wären; der Sohn aber habe sich anwerben lassen, und müsse schon längst gestorben seyn, weil sie, alles Nachfragens ungeachtet, keine Nachricht von ihm hätten erhalten können; ich selbst aber, setzte sie hinzu, bin ihre Tochter, und seit einigen Jahren in diesem Dorfe verheurathet. — Hier sah der Soldat ihr scharf ins Angesicht, und sagte: Wie? du ihre Tochter? Also bist du auch meine liebe Schwester. Du kennst mich nicht; aber

nur

nur Geduld. — Mit diesen Worten entblößte er seinen rechten Arm, und zeigte ihr das Muttermahl, woran sie zu ihrem größten Erstaunen sogleich ihren Bruder erkannte. Vor Freude ganz außer sich, fiel sie dem Bruder um den Hals, und konnte eine geraume Zeit nicht ein Wort sprechen. Hierauf erzählte er sein Glück, und zeigte ihr seinen Reichthum, wobey ihre Verwunderung so groß war, daß sie kaum ihren eignen Augen und Ohren mehr trauen wollte. Endlich sagte er zu ihr: Weißt du was, Schwester! ohne Zweifel kennen meine Eltern mich eben so wenig, wie du mich nicht gekannt hast. Ich will ihnen daher die Freude recht groß machen. Ich werde mich heute gar nicht zu erkennen geben, und du gehst für heute nicht nach Hause. Aber morgen früh komm du zu mir in das väterliche Haus, wo du mich anfänglich wie einen unbekannten Fremden anreden mußt: nach und nach werden wir immer weiter kommen, und zuletzt wird die Sache sich auf die angenehmste Weise entwickeln. — Bey dieser Verabredung blieb es, und als sie schon beym Dorfe waren, giengen sie unter dem zärtlichsten Abschiede von einander. Der Soldat kam in das Wirthshaus allein, und fand da zu seinem größten Troste beyde Eltern gesund und wohlauf. Er bat um Nachtherberge und um eine kleine Mahlzeit und beydes ward ihm bewilliget. Unter dem Abendessen wurden verschiedene Gespräche geführt, und da vernahm der Fremde aus dem Munde seiner Eltern selbst,

daß

daß sie ihren Sohn für längst gestorben hielten. Es war ihm recht angenehm, die Eltern in diesem Irrthume zu sehen, und er freute sich heimlich auf den morgigen Tag, da sich das ganze Geheimniß offenbaren würde. Mit diesem Gedanken legte er sich schlafen, und übergab zuvor seinem Vater ein kleines Felleisen, mit der Bitte, über dasselbe genaue Obsorge zu haben. — Allein, indem er die süßeste Ruhe genoß, oder vielleicht wol gar von den Freuden des kommenden Tages träumte, entspann sich wider ihn ein fürchterliches Unglück. Dem Wirth wollte nämlich das Felleisen gar nicht aus dem Sinne, er besah es von allen Seiten, hob es oft von der Erde auf, als wenn er es abwägen wollte, und fand es allemal von besonderem Gewichte. Die ungemeine Schwere des Felleisens brachte ihn auf den Gedanken, es müsse eine große Summe Geldes darinn enthalten seyn; und dieser Gedanke erweckte in ihm die unglückliche Begierde, sich dieses Schatzes zu bemächtigen. Gleichwie man von der Begierde auf die That selbst nur noch einen einzigen Schritt zu thun hat, so ward auch der Gastwirth, der dem sündhaften Gedanken Gehör gab, in die Netze des Lasters schändlich verwickelt. — Noch spät in der Nacht gieng er zu seinem Weibe, redete ein Langes und Breites von der Schwere des Felleisens und von dem darinn liegenden Schatze, und entdeckte ihr endlich sein Vorhaben, den Fremdling zu ermorden, und sich so seines Geldes zu bemächtigen. Das unmenschliche Weib, welches durch die Hoff-

nung eines schnellen Reichthums nicht weniger verblendet war, hieß das Vorhaben des Mannes gut, und versprach ihm zugleich, zu der gottlosen That selbst behülflich zu seyn. Gesagt, gethan. Da Alles in der besten Ruhe und in der größten Stille war, traten die Lasterhaften, mit Dolchen bewaffnet, in das Schlafzimmer des unbekannten Fremdlings, verübten an ihn den schändlichsten Mord, und der Unschuldige lag schon in seinem Blute da, ehe er nur einmal den süßen Vaternamen aussprechen konnte. — Als kaum der Morgen grauete, kam die Schwester in das väterliche Haus, und verlangte mit dem fremden Gast zu sprechen, der gestern Abends hier eingekehrt sey. Allein, Vater und Mutter wollten nichts von einem Gaste wissen, und schwuren hoch und theuer, daß an diesem Tage kein fremder Mensch die Schwelle ihres Hauses betreten hätte. Die Tochter glaubte anfänglich, der Bruder müsse sich indessen seinen Eltern schon zu erkennen gegeben haben, und der Vater wolle jetzt mit ihr einen gleichen Spaß haben. Da sprach sie: Mir könnet ihr nichts weiß machen; ich habe Alles schon vor euch gewußt: ich wußte es schon gestern, daß der Fremde, der bey euch seine Einkehr genommen, mein Bruder ist; er hat mir nicht nur sein Geld, sondern auch seine Narbe am rechten Arm gezeigt: nicht wahr, liebe Eltern! der ist itzt recht glücklich geworden? — Diese Worte waren eben so viele Donnerschläge in den Ohren der Eltern, und Beyde stunden wie versteinert da. Die Tochter konnte aus der

Sa-

Sache gar nicht klug werden, da sie auf den Gesichtern ihrer Eltern mehr Verwirrung und Schrecken als Freude las. Als sie aber immer fortfuhr, das Hierseyn ihres Bruders noch mehr zu bekräftigen, so ergriff die Verzweiflung den mörderischen Vater auf einmal so gewaltig, daß er ganz von Sinnen im Hause herum lief, und sich endlich mit einem Stricke erhenkte. Die Mutter aber, welche die marternden Gewissensängste eben so wenig bemeistern konnte, nahm den Dolch, der noch von dem Blut ihres Sohnes gefärbt war, und stieß sich denselben selbst in den Leib. Dieß hat sich im Jahre 1618 den 14. May zugetragen.

Vor einigen Jahren wollte eine Dienstmagd ihr Glück in der Lotterie versuchen. Sie setzte

so lang ein, bis sie um all ihr weniges Geld gekommen war. Das schmerzte sie, wie man leicht denken kann, auf die empfindlichste Weise. Sie hatte bis dahin allzeit mit der größten Treue gedient; aber jezt verfiel sie auf den unseligen Gedanken, ihrer Herrschaft einiges Geld zu entwenden, und noch einmal ihr Glück zu versuchen, denn sie dachte: Wenn ich einmal glücklich bin, so werde ich Alles wieder gut machen. Allein sie war nie glücklich, und darum versuchte sie noch einige Male die Geldangriffe. Die Herrschaft ertappte einsmals die Diebinn auf der That, und jagte sie auf der Stelle aus dem Hause. Die Magd bekam zwar bald wieder einen andern Dienst; aber da machte sie es noch ärger als zuvor, und sie konnte das Stehlen schon nicht mehr lassen. Endlich wurde sie auch hier wieder ertappt; sie kam der strafenden Gerechtigkeit in die Hand, und der Henker nahm ihr den Kopf.

Spiel und Liebe sind gar schlimme Rathgeber. Ist nur einmal ein Angriff geschehen, so ist der Mensch schon so gut als verloren. Denn der erste böse Schritt verleitet zum zweyten, der zweyte zum dritten, und der dritte und vierte zu Unglück und Schande.

Der ehrliche und gut erzogene Mensch läßt Alles liegen, wo es liegt; er rührt nichts an, was nicht sein ist, sollte es auch nur ein Brocken Brod, ein Apfel, ein Faden seyn. Auch in

in der größten Versuchung weiß er sein Gewissen rein zu erhalten.

Ein Kaminfeger, von ungefähr achtzehn Jahren, mußte in einem Schloße einen Kamin säubern, und da kam er in ein schön eingerichtetes Zimmer. Er konnte sich nicht genug verwundern über alle die schöne Sachen, welche er in diesem Zimmer sah, und sonst noch nie gesehen hatte. An der Wand hieng eine goldene, mit Diamanten besetzte Sackuhr, und auf dem Tische lagen kostbare Juwelen und anderer Frauenzimmerschmuck. Als er diese Kostbarkeiten eine Weile betrachtet hatte, sagte er: Ey, wie herrlich könnte es mir jetzt mit einem einzigen Handgriffe gelingen! Mit diesen Sachen könnte ich in der weiten Welt mein größtes Glück machen. So ein Glück kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Wie wär's, wenn ich zugriffe? Kein Mensch sieht mich, und kein Mensch hört mich. — Aber wie? — es sieht mich ja mein Gott, und der sähe eben jetzt an mir nichts Schönes. Pfuy! soll ich ein Dieb werden? Da wäre ich ja ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang. Nein! lieber arm und ein gutes Gewissen, als reich und ein Böswicht. — Mit diesen Worten gieng er weiter. Allein, als er schon an der Thüre war, da trat auf einmal die Frau hervor, welche sich hinter einer Wand versteckt, und alle Worte des Kaminfegers gehört hatte. Der junge Mensch erschrack, und konnte vor Angst nicht ein Wort reden. Aber die Frau sprach zu ihm: „Lieber

Jun-

Junge! ich habe deinen großen und schweren Kampf gehört. Danke nur Gott, daß er dir geholfen hat, der Versuchung zu widerstehen. Wenn du an allen Orten und bey jeder Gelegenheit so besorgt bist, deine Tugend und Redlichkeit zu erhalten, so kann es dir nicht fehlen, du mußt ein glücklicher Mensch werden." Darauf beschenkte sie ihn reichlich, und entließ ihn. Dieser Vorfall diente dem jungen Menschen für eine starke Lehre, und er wurde in der Tugend nur desto mehr gestärkt. Wo er hin kam, war er wegen seiner Treue beliebt, und es ward aus ihm ein frommer, geschickter und glücklicher Mann.

§. 2.

Vom Betruge.

Hüte dich vor jeder Betrügerey. Denn jede Art von Betrügerey, sie mag groß oder klein seyn, ist nichts anders, als ein wirklicher Diebstahl. Ein Betrüger ist derjenige, welcher falsche Waare, falsches Maaß, falsches Gewicht hat; der Etwas borgt, und nicht zurückgibt; der etwas kauft, und das versprochene Geld nicht dafür bezahlt; der ein hinterlegtes Gut nicht so wieder zurückstellt, wie ers empfangen hat; mit einem Worte, ein Jeder, der sich von seinem Nebenmenschen auf eine listige Art etwas zueignet, was er weiß, daß es nicht sein gehört, ist ein Betrüger.

Ein

Ein jeder Betrug schadet dem Betrüger selbst am meisten. Denn, wenn der Betrug auch nicht entdeckt wird, so kann doch der Betrüger nie ein gutes Gewissen haben. Ein Betrug führt gemeiniglich zum zweyten, der zweyte zum dritten, und so fort, bis man endlich ein ausgemachter Betrüger wird. Kommt aber der Betrug auf, so will kein Mensch mit einem Solchen etwas zu thun haben: denn öfter als einmal läßt man sich nicht betrügen; man läßt den Betrüger sitzen, man kauft nichts mehr von ihm, man borgt ihm nichts, und kein Mensch hat mehr Zutrauen zu ihm.

So schändlich aber das Betrügen ist, so rühmlich und ehrenvoll ist die Redlichkeit. Wer diese schöne Tugend besitzt, der thut keinem Menschen an seinem Eigenthume unrecht, ersetzt allen zugefügten Schaden, giebt Alles, was nicht sein ist, treulich zurück, und wartet nicht erst, bis er von der Obrigkeit dazu gezwungen wird, sondern thut es von freyen Stücken, auch alsdann, wenn er gewiß weiß, daß weder Zeugen noch Obrigkeit ihn darüber strafen könnten. Seine Ehrlichkeit ist ihm über alle Richter, und sein Gewissen gilt ihm mehr als tausend Zeugen. Wie liebenswürdig sind nicht solche Menschen!

Ein Herzog von Würtemberg gieng einsmals in Venedig zu Fuß über den Platz. Da bath ihn ein Knabe weinend um ein Allmosen und sagte, er habe eine kranke Mutter zu Hause, die

schon

schon über neun Wochen nicht mehr vom Bette käme. Der Herzog entschuldigte sich anfangs, daß er dermalen keine kleine Münze bey sich habe. Allein der Knabe sagte, er wolle schon wechseln lassen. Auf dieß gab ihm der Herzog einen Dukaten, und gieng seiner Wege. Der Junge ließ wirklich wechseln, lief wieder dem Herzoge nach, und überreichte ihm den gewechselten Dukaten. Der Herzog, welcher an nichts weniger, als an den Dukaten oder an den Knaben dachte, erstaunte über die Ehrlichkeit dieses Kindes. Er wies der kranken Mutter ein Monatgeld an, nahm den Knaben mit sich, ließ ihn gut erziehen, und der Kleine wurde der rechtschaffenste Unterthan seines großen Wohlthäters.

Ein Dorfmetzger ritt einmal aus, Vieh einzukaufen, und da es sehr warm war, hielt er unter dem Schatten eines Baumes stille. Da sah er auf dem Boden einen ziemlich großen Beutel voll Geld liegen. Er nahm das Geld, und bemerkte die Sorten, schwang sich wieder auf den Gaul, und ritt der nächsten Stadt eilends zu. Auf dem Wege sah er beständig um, ob er Niemanden gehen oder fahren sehe, der das Geld möchte verloren haben. Nahe am Thore begegnete ihn ein Kaufmannsdiener, welcher ganz niedergeschlagen aus der Stadt heraus ritt. Sie grüßten sich einander, und die erste Frage des Kaufmannsdieners war, ob er nicht von dem und dem Dorfe herkomme: er habe unter einem Baume, wo er stille gehalten, einen Beutel voll Geld

ver-

verloren, und er würde es sich etwas Namhaftes kosten lassen, wenn er den Finder erfragen könnte. — Der Metzger war froh, daß er den Unglücklichen so zeitlich angetroffen hatte, erkundigte sich genau nach allen Umständen, und nach den Geldsorten, die in dem Beutel seyn sollten. Nachdem er aus den Antworten des Kaufmannsbedienten ersehen hatte, daß Alles mit seinem Fund übereinstimmte, gab er ihm das Geld zurück, und sagte zu ihm nur diese Worte: „Ein andermal, mein Herr! seyn Sie vorsichtiger, denn das Geld hätte in andere Hände fallen können, und da hätten Sie in ihrem Leben keinen Heller mehr davon gesehen." Mit diesen Worten beurlaubte er sich, und wartete weder auf Dank noch auf Belohnung, sondern war damit schon zufrieden, daß er seine Pflicht getreulich erfüllt hatte.

Eben dieser Metzger gab bald hernach noch ein anderes Beyspiel der Redlichkeit. Ein reicher Lederer aus Schwaben, der ihm allemal die Häute abzukaufen pflegte, kam einsmals zu ihm, und hatte vieles Geld bey sich. Weil es aber eben damals wegen Räubereyen in einigen Gegenden sehr unsicher war, gab er dem Metzger eine Summe von ein tausend Gulden in Verwahrung. Der Lederer reisete fort, und wurde auf dem Wege, wie er zuvor befürchtete, von einer Räuberbande erschlagen, ausgeplündert und in einen tiefen Sumpf geworfen. Indessen verfloß eine gute Zeit, und der Metzger wartete mit Sehnsucht auf die Wiederkunft des Lederers, welcher

cher gemäß ihrer Verabredung um die und die Zeit schon wieder hätte da seyn sollen. Man erkundigte sich bey der Nachbarschaft in der ganzen Gegend umher, aber man konnte von ihm nichts erfragen. — Einige Zeit darnach trieb ein Hirtenknabe seine Heerde an denselben Sumpf; da sah er von ungefähr ein Stück von einer Kleidung hervorragen, und bey näherer Untersuchung fand er, daß sogar der Leichnam eines Menschen darinn liege. Er machte sogleich bei seiner Obrigkeit die Anzeige davon. Die Nachricht, daß ein todter Mensch gefunden worden, vernahm auch der ehrliche Metzger, und dieser erkannte sogleich aus Allem, was er noch sah, daß es der Leichnam seines ehemaligen Freundes war. Die Obrigkeit gab ihm glaubwürdige Zeugnisse mit, und er trat mit dem hinterlegten Gelde sogleich seine Reise nach Schwaben an. Er zeigte der hinterlassenen Familie des Lederers, die über diesen Verlust untröstlich war, den gerichtlichen Todtenschein, und übergab zugleich das hinterlegte Geld. So groß die Betrübniß über den Tod des geliebten Ehemanns und Vaters war, so sehr mußten diese Leute die Ehrlichkeit eines Mannes bewundern, von dem sie in ihrem Leben weder ein Wort gewußt, noch gehört hatten. Sie bothen ihm einen Theil des gebrachten Geldes an. Allein der rechtschaffene Mann schlug Alles aus, mit diesen Worten: Ehrlichket und Pflicht läßt sich niemals bezahlen, und der da droben im Himmel wohnt, wird mirs wohl auf meine Rechnung schreiben.

Würde

Würde die Welt nicht ein Himmel seyn, wenn es lauter so ehrliche Menschen gäbe?

§. 3.

Von Falschheit und Lügen.

Meide alle Lügen, Falschheit und Verstellung. Wenn kein Mensch dem andern die Wahrheit sagen wollte, so wäre keine Treue, kein Glauben, keine Ruhe und Glückseligkeit in der ganzen menschlichen Gesellschaft mehr anzutreffen; und da wäre es besser unter wilden Thieren als unter Menschen zu leben. Die Wahrheit allein ist das Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammenhält. Wo wir auch nur einen einzigen Lügner wissen, da meiden wir ihn, haben mit ihm nichts zu thun, und lassen uns in keinen Handel mit ihm ein. Eben so würde es gehen, wenn alles voll Lügner wäre: denn da würde kein Mensch dem andern trauen, aller Handel und Wandel wäre aufgehoben, und die ganze menschliche Gesellschaft müßte sich zertrennen.

Ein lügenhafter Mensch wird von Jedermann verabscheuet, und zwar billig: denn ein Lügner hat gemeiniglich noch viele andere Laster an sich. Er ist tückisch, verläumderisch, meyneidig und diebisch, und man sagt nicht umsonst: Wer gerne lügt, stiehlt gerne.

Wer gern lügt, hat gemeiniglich auch die Gewohnheit, daß er Alles, was er sagt, mit einem Schwure bekräftiget. Er weiß nämlich wohl, daß die Leute nur gar zu viele Ursache haben, ihm nichts zu glauben, und alle seine Worte für erlogen zu halten. Deßwegen nimmt er seine letzte Zuflucht zum Schwören und zu hohen Betheuerungen, und da denkt er sich, die Leute werden wohl so dumm seyn, und werden, wo nicht seinen Worten, doch wenigstens seinem Schwure glauben. Aber da irrt sich der Lügner. Vernünftige Leute glauben ihm nicht, er mag sagen, was er will, und schwören, so oft er will. Je stärker er schwört, desto mehr verliert er von seinem Kredit. Denn wenn man einen Menschen hört, der fast jedes Wort mit einem Schwure begleitet, so ist es ein gewißes Zeichen, daß man einen Lügner vor sich hat. Man darf versichert seyn: Wer gern schwört, der lügt gern.

Wer einmal auf einer Lüge ertappt worden ist, hat lang zu thun, bis man ihm wieder glaubt. Wer aber schon öfter als ein Lügner ist befunden worden, dem glaubt man nicht mehr, wenn er die Wahrheit auch auf den Händen trägt. So gieng es einer gewissen Weibsperson. Diese stellte sich einsmals krank, und ließ sich mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Da waren die Leute so wohlthätig und schickten ihr in ihrer Krankheit allerley gute Speisen und Labungen. Sie befand sich ganz wohl dabey, und dachte

sich,

sich, das Kranksenn muß ich noch öfter probieren. Sie that es noch ein Paarmal. Aber nach einiger Zeit zeigte es sich, daß ihre Krankheit bloße Lüge und Verstellung war. Da ließ man sie brav krank seyn, so lang und so oft sie wollte, und man gab ihr nichts mehr. Allein, einsmals wurde sie wirklich krank, und begehrte wieder den Priester. Aber die Hausleute glaubten ihr nicht, sondern sagten zu ihr: Du hast uns schon oft genug für Narren gehabt, du wirst uns so leicht nicht mehr fangen. Da ließen sie sie im Bette liegen, sagten dem Geistlichen nichts, und sahen selten nach ihr um. Endlich fand man sie tod im Bette. Man hatte ihr auch die Wahrheit nicht mehr geglaubt.

Das gewinnt man mit Lügen.

§. 4.

Vom Uebelnachreden.

Unter allen Lastern geht keines so sehr im Schwange, als das Uebelnachreden. Durch dieses einzige Laster zieht man sich unnöthiger Weise viele tausend Verdrüßlichkeiten zu. Denn wer die schlimme Gewohnheit hat, Andern hinterrücks Böses nachzusagen, ihre Fehler aufzudecken, oder ihre Heimlichkeiten zu offenbaren, der macht sich alle Menschen zu Feinden, und Niemand will mit ihm einen Umgang haben, weil Jedermann das Gift seiner schneidenden Zunge fürchtet.

Es giebt Leute, sie können kein Gespräch führen, können keinen Scherz anbringen, können sogar den Mund nicht aufthun, ohne von den Fehlern und Mängeln ihrer Nebenmenschen zu reden. Sie schleichen in alle Häuser herum, und fassen Alles fleißig auf, was sie da sehen und hören. Wo sie aber selbst nicht hinkommen können, da lassen sie sich Alles erzählen, und erkundigen sich genau, wie man da und dort lebt; was die Frau für Kleider hat; was die Dienstbothen den ganzen Tag thun; wie die Kinder erzogen werden; was man auf Mittag und auf den Abend ißt; wie man haust; was man für Schulden hat, und dergleichen. Von diesen Sachen wissen sie hernach ganze Stunden und ganze Tage zu plaudern, und ihr hocherlauchtes Urtheil darüber abzufassen. Nichts ist ihnen lieber, als wenn sie etwas Heimliches von Andern entdecken, oder einen gewißen Fehler recht lächerlich machen können. Da wenden sie ihre ganze Beredsamkeit an; sie verdoppeln Alles mit falschen Zusätzen, vergrößern jeden Umstand, und machen aus einer Mücke einen Elefanten.

Das sind in der That recht häßliche Leute, und es ist kein Wunder, wenn kein Mensch sie leiden mag. Niemand hat es gern, wenn man von seinen Fehlern redet, sie mögen wahr oder nicht wahr seyn. Das Allerverdrüßlichste ist, daß das Uebelnachreden allzeit hinterrücks geschieht, wo derjenige, den es angeht,

geht, nichts hört, und sich folglich gar nicht verantworten und vertheidigen kann. Wenn dann der Andere erfährt, wer, wo und was man über ihn gesprochen hat, so setzt es oft Feindseligkeiten ab, die nicht nur lebenslänglich währen, sondern zuweilen auch nach dem Tode noch fortdauern.

Der Mensch hat auf der Welt eine Menge Kreuz und Widerwärtigkeiten; aber es ist gewiß, daß wir uns wenigstens zwey Drittheile von unseren Plagen selbst machen, und zwar bloß durch unser Uebelnachreden, durch unsere unbehutsamen Gespräche, und durch lieblose Beurtheilungen unsers Nebenmenschen. Denn, wenn er inne wird, was wir von ihm Böses bey Andern gesprochen haben, so wird er auch seiner Seits nicht schlafen, sondern er wird sich Mühe geben, auch unsere Fehler aller Orten bekannt zu machen, wird uns bey Andern in Mißkredit setzen, wird uns überall anschwärzen, und uns bald ingeheim, bald öffentlich tausend Verdrüßlichkeiten verursachen. Das heißt, mit dem Maaße, womit wir Andern ausmessen, wird uns wieder eingemessen.

Wenn dir also deine Ruhe und Glückseligkeit lieb ist, so gewöhne dir dieses Laster ab, und rede hinterrücks von keinem Menschen etwas Böses. Man horcht zwar gemeiniglich ganz willig zu, wenn man von Andern etwas Fehlerhaftes erzählet; allein, der Erzähler wird in

der

der Stille allzeit von Herzen verachtet, und man hütet sich vor ihm, wie vor einem beissigen Hunde. Denn Jedermann denkt sich: Wie er es dießmal dem Andern machte, so macht er es ein andermal mir.

Allein, gleichwie man durch dieses Laster die Gewogenheit und Liebe aller gutdenkenden Menschen verliert, so giebt es auch im Gegentheile ein bewährtes Mittel, die Herzen aller Menschen zu gewinnen, und sich recht viele Freunde zu machen. Wer dieses Mittel braucht, der findet sich gewiß nie betrogen.

Aber da müssen wir in einem besondern Hauptstück davon handeln.

Dreyzehntes Hauptstück.

Bewährtes Mittel und große Kunst, die Herzen der Menschen zu gewinnen.

Laß Gott, mich den Nächsten lieben,
Ohne Falsch und arge List;
Mich mit Lust im Wohlthun üben,
Wenn er arm und hülflos ist.

Diese Kunst sollte Jedermann zu erlernen suchen, weil Jedermann wünscht, Freunde zu haben, und unter Menschen zu leben, die ihn lieben. Mit dieser Kunst gewinnt man zwar kein Geld, aber man gewinnt Menschenherzen, Gewogenheit, Freundschaft und Liebe. Sie ist leicht, und wer sie lernen will, der darf sie sich auch nicht einen Heller Geldes kosten lassen. Gleichwohl ist sie eine der schönsten Künste von der Welt, und trägt mehr ein, als manche andere Kunst, die man mit vieler Mühe und mit großen Kosten lernen muß.

Und worinn besteht denn diese edle Kunst? — Ich will es mit wenigen Worten sagen:

Rede von Jedermann Gutes.

Wenn du willst, daß alle Menschen dir geneigt und gewogen seyn sollen, so rede von al-

len Menschen Gutes. Hast du einen Feind, der dich nicht gedulden kann, oder dir schon seit langer Zeit gram und aufsäßig ist, so rede nur Gutes von ihm: es wird nicht lang anstehen, so ist er dein, und du sein Freund. Wer von Andern Gutes redet, und es dabey redlich und aufrichtig meynt, der hat den Schlüssel zum menschlichen Herzen gefunden.

Du sagst: Was soll ich an diesem und jenem Menschen loben? Ich finde nichts Gutes an ihm. — Es mag wol seyn, daß du nichts Gutes an ihm findest; aber du hast auch noch nichts Gutes an ihm gesucht. Auch der schlimmste Mensch hat etwas Gutes an sich. Das Evangelium sagt: Wer sucht, der findet. Also anstatt, daß du an deinem Nebenmenschen Fehler und Untugenden aufsuchst, suche lieber seine Tugenden und sein Gutes auf. Es ist kein Mensch auf der Welt, der alle Fehler hat; aber auch Keiner, der keinen hat. So auch im Gegentheile. Es giebt keinen Menschen, der alle Tugenden hat; aber auch Keinen, der keine hat. Rede also von seinen Tugenden, und von dem, was an ihm Gutes ist. Rede von seinen Geschicklichkeiten, und von seinem Verstande, oder wenn der Verstand eben nicht groß ist, so rede von seinem gutmeynenden Herzen, von seiner Aufrichtigkeit, von seiner Liebe zur Arbeit, und dergleichen; und gieb ihm sein gebührendes Lob dafür. Auf diese Weise wirst du dich nicht nur bey demjenigen

Men=

Menschen, von dem die Rede ist, sondern auch bey allen denen, die dich hören, beliebt machen. Jedermann wird dich für einen guten und rechtschaffenen Menschen halten, wenn man sieht, daß du das Gute an Andern so zu schätzen weißt, und daß du dasselbe mit so viel Freude erzählest und rühmest.

Und in der That ist auf der Welt nichts schöner, als wenn man einen Menschen sieht, der seine Freude daran hat, wenn er an seinen Mitmenschen Gutes entdeckt, und etwas an ihnen zu loben findet. Ein solcher Mensch trägt das rechte Kennzeichen an sich, daß er ein wahres Kind Gottes ist: denn auch Gott im Himmel freuet sich über das Glück seiner Geschöpfe, und schreibt jede schöne That und jedes gute Werk in das Buch des Lebens ein.

Wenn du also diese vortreffliche Kunst recht erlernen willst, so merke dir nur noch folgende zwey Regeln.

Erstens muß dasjenige, was du an Andern loben willst, wirklich wahr und gegründet seyn. Denn, wenn du etwas an Einem loben wolltest, was nur erdichtet ist, oder was durchaus kein Lob verdient, so würdest du dem Andern mehr schaden, als nützen; dich selbst aber würde man entweder für einen Lügner, oder für einen bloßen Spötter halten.

Zweytens mußt du dem Andern das Lob nicht ins Angesicht sagen; sondern es muß in

seiner Abwesenheit geschehen. Denn wer den Andern so gerade hin ins Angesicht lobt, den sieht man vielmehr für einen niederträchtigen Schmeichler, als für einen wahren Freund an. Wenn du also deinen Mitmenschen lobest, so lobe ihn in seiner Abwesenheit. Gleichwie uns nichts so wehe thut, als wenn man uns hinter dem Rücken etwas Böses nachsagt: so thut uns im Gegentheile nichts so herzlich wohl, als wenn wir hören, daß einer in unsrer Abwesenheit von uns etwas Gutes gesprochen hat. — Denke nur, wie dir selbst ist, wenn du ungefähr vernimmst, daß ein gewißer Mensch, der dich weiter gar nichts angeht, in einer Gesellschaft viel Rühmliches von dir gesprochen, und manche schöne That von dir ans Licht gezogen hat. Ganz gewiß wirst du diesen Menschen von der Stunde an lieb haben, wirst dich nach ihm erkundigen, wirst um seine Freundschaft dich bewerben, und bey jeder Gelegenheit von ihm eben so viel Gutes sagen, als er von dir gesagt hat.

Sieh! was du gerne hast, das haben auch Andere gern. Rede daher von Andern Gutes, so oft du kannst, und schätze es für ein Glück, wenn du Gelegenheit bekömmst, von deinem Nebenmenschen etwas Rühmliches zu sagen: denn dadurch erwirbst du dir allgemeine Schätzung, Freundschaft und Liebe.

Man kann sagen, daß durch das Gutreden eben so viel Gutes bewirkt werden kann, als

durch das Uebelnachreden Böses entsteht. Ja, man hat sogar schon erfahren, daß alte und tief eingewurzelte Feindschaften dadurch getilgt worden sind, wie unter andern aus folgendem Beyspiele erhellet.

In einem gewißen Flecken hatten zween Männer schon gegen zwanzig Jahre in einer unversöhnlichen Feindschaft gelebt. Einer von diesen kam einsmals ungefähr in ein Haus, wo man eben über seinen Gegner viel Böses redete, und demselben eine gewiße Handlung sehr übel auslegte. Bey seiner Ankunft glaubte man, würde das Schmähen erst recht angehen. Allein, dieser Mann, anstatt an den Schmähungen Antheil zu nehmen, ergriff vielmehr die Parthey seines Feindes, und vertheidigte ihn mit allem Eifer, weil er sah, daß man demselben dießmal wirklich unrecht that. Alle Anwesende, denen diese bisherige Feindschaft dieser zween Männer nur gar zu gut bekannt war, bewunderten die Ehrlichkeit dieses Menschen, welcher sogar seinem erklärten Feinde Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihn vor bösen Nachreden schützte. Nicht lang darnach kam auch seinem bisherigen Feinde diese schöne Handlung zu Ohren. Dieser wollte es lang nicht glauben, bis ihm die Wahrheit des Vorfalls von mehr andern Zeugen bestättiget wurde. Da wurde dann auf einmal sein ganzes Herz umgekehrt; er selbst gieng zu seinem ehemaligen Feinde ins Haus, versöhnte sich mit ihm aufrich-

richtig, und von der Stunde an waren und blieben sie die besten Freunde bis ins Grab.

So viel vermag die Kunst, von Andern Gutes zu reden: sie vereiniget die gehässigsten Herzen, und macht die bittersten Feinde zu Freunden.

Lerne diese vortreffliche Kunst, und zwar heute noch. Sie kostet nichts, als ein Paar gute Worte. Die Worte aber kommen aus dem Herzen. Wo also das Herz gut ist, da hat es an guten Worten keine Noth.

Vierzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen widerwärtige Leute betragen soll.

Aus Andrer Fehlern kannst du großen Vortheil ziehen,
Statt daß du tadeln willst, such lieber sie zu fliehen.

Mit guten, sittsamen und friedfertigen Menschen ist gut auszukommen, und es ist gar keine Kunst, mit solchen ohne Unterlaß im Frieden und in Einigkeit zu leben. Hingegen mit widerwärtigen, wunderlichen, eigensinnigen, feindseligen Leuten gut auszukommen, und sich friedlich mit ihnen zu betragen, das ist eine große Kunst.

Wer

Wer diese Kunst nicht kann, der kömmt ganz hart durch die Welt, und findet bald da bald dort Anstoß. Es ist eine platte Unmöglichkeit, daß alle Menschen sich nach unserm Kopfe richten können. Ja, unter hundert tausend Menschen sind auch nicht zwey zu finden, wo einer durchaus, wie der andere, gesinnt ist. Wir leben unter lauter Menschen, die anders denken, als wir, anders reden, als wir, und anders leben als wir. Wer sich in solche Leute durchaus nicht schicken will, der muß in Gottes Namen aus der Welt gehen: anders ist ihm nicht zu rathen. Wenn ich begehren wollte, daß Alles nach meinem Kopfe gehen, und ich gar keine Verdrüßlichkeit in meinem Leben erfahren sollte, so wäre das ein so närrischer Wunsch, als wenn ich wünschen wollte, daß alle Menschen gerade so ein Gesicht haben sollten, wie ich. So viel Menschen, so viel Gesichter: und so viel Gesichter, so viel Köpfe und Gesinnungen.

Bedenket ferner, daß alle Menschen an gewißen Einbildungen krank liegen, ich an der meinen, du an der deinen, und ein Anderer an der seinen. Einer bildet sich gar viel ein auf seinen Adel, der Andere auf seinen Reichthum, der Dritte auf seine Geschicklichkeit, der Vierte auf sein Amt, der Fünfte auf seine Stärke, der Sechste auf seinen Verstand, der Siebente auf seine schöne Kleidung, der Achte auf seine Pferde, der Neunte auf sein Haus und seinen

Garten, der Zehnte endlich auf Dinge, die noch viel einfältiger sind, als alle obige. Kurz: jeder Mensch hat seine eigne Art von Stolz und Einbildung; und da hilft weiter nichts, als — nachgeben, Geduld haben, und sich darein schikken. Wer das nicht thut, der macht nicht nur Andern, sondern auch sich selbsten tausend Verdruß.

Jene Menschen kann man am allerwenigsten ausstehen, die sich gar nicht nach Andern richten wollen, die überall etwas zu tadeln und auszustellen wissen. Wir müssen, wenn wir gut durch die Welt kommen wollen, mit den Thorheiten unserer Nebenmenschen Geduld haben, wie es auch wir unsrer Seits gern haben, wenn Andere mit unseren Schwachheiten Geduld tragen. An einer oder der andern Untugend liegt ein Jeder von uns krank; wer aber meynt, er sey durchaus ohne Fehler, der liegt am stärksten krank; und wer glaubt, er habe die Weisheit mit Löffeln gegessen, dem fehlt es am gewaltigsten.

Man sagt nicht umsonst: „Jeder reitet sein Steckenpferd.“ Dieses Sprüchwort will sagen: Jeder hat zu einem gewißen Dinge eine besondere Neigung, redet gern davon, und hat es gern, wenn er Andere davon reden höret. Es ist zwar sehr unangenehm und langweilig, wenn man bisweilen dem Gespräche eines Menschen zuhören muß, der immer nur seine alte Leyer daher leyert. Allein, was will man machen?

Man lasse ihn leyern, so lang er will: der liebe Friede ist ja Alles werth. Wenn die Kinder sich mit ihren Steckenpferden lustig machen, so stört man sie in ihrer Freude nicht, sondern läßt sie herumreiten, so lang sie wollen. Eben so muß man es mit den Erwachsenen machen. Wir Erwachsene sind in gar vielen Stücken den Kindern ähnlich. Jeder von uns reitet sein Steckenpferd. Der hat seine Freude an dieser, und ein Anderer an jener Sache. Da sollte also in Gesellschaften und Zusammenkünften niemals einer dem Andern seine Freude verderben; sondern Jeder sollte beflissen seyn, sich nach den Schwachheiten des Andern zu richten.

Ein vernünftiger Mensch läßt Jedem sein Steckenpferd, das heißt, er läßt Jedem seine Freude, bequemt sich selbst einigermaßen nach der Laune und nach der Schwachheit seines Mitbürgers, und hütet sich sorgfältig, daß er ihm niemals widerspricht, oder ihm seine Lieblingssache verachtet. Denn nichts können die Leute weniger verzeihen, als Verachtung. Das ist eine große Weisheitsregel, und wer diese beobachtet, der verhütet eine Menge Zänkereyen und Verdrüßlichkeiten. Hingegen Leute, die dem Andern gern widersprechen, die gern sticheln, foppeln und spötteln, richten aller Orten Uneinigkeiten und Feindschaften an.

Man kömmt oft unter Leute, die zänkisch sind, und gern Händel suchen. Bey solchen Men-

Menschen kann man nichts Bessers thun, als wenn man entweder gar schweigt, oder das Gespräch anderswohin lenket, und sich auf dasjenige gar nicht einläßt, wobey der Andere Händel sucht. Das ist ein gar herrliches Mittel, dem zanksüchtigen Menschen auf lange Zeit sein Handwerk niederzulegen. Denn, wenn er sieht, daß er bey uns nichts ausrichtet, und daß er uns weder empfindlich noch zornig machen kann, so wird er mit seinen Plänkeleyen von selbst aufhören, und uns auf lange Zeit unangefochten lassen.

Eben so schön und lobenswürdig ist es, wenn man einem hitzigen Menschen, der eben im Zornfeuer ist, ganz aus den Augen geht, und nichts mehr mit ihm zu thun hat. Solang der Mensch gerade in der Hitze ist, vergißt er alle Vernunft, und ist fast ganz außer sich selbst. Da muß also der Andere der Gescheidere seyn, und nachgeben. Denn, wenn zwey Feuer zusammen kommen, so wird die Feuersbrunst nur noch ärger. Geht man aber einem erzürnten Menschen aus dem Wege, so ist es so viel, als wenn man von einem brennenden Holzstoße die Scheiter auf die Seite räumt: da wird das Feuer bald von selbst erlöschen.

Die meisten Zänkereyen ereignen sich beym Trunke. Sind beyde Streitende besoffen, so ist es freylich nicht möglich, den Frieden zu erhalten: denn bey solchen Leuten, die ihre Ver-

nunft im Bierkruge vergraben, kann man wol nichts Anders, als Viehisches und Unmenschliches erwarten, wie wir ein trauriges Beyspiel davon an den besoffenen Schuhknechten unten im 17. Absch. §. 1. sehen werden. Ist aber nur Einer betrunken, so erwartet man mit allem Rechte von dem, der nüchtern ist, daß er der Gescheitere seyn und nachgeben werde. Das Sprüchwort sagt nicht umsonst: Einem betrunkenen Menschen muß man mit einem Fuder Heu ausweichen.

Niemals sollte ein nüchterner Mensch mit einem besoffenen einen Streit anfangen, und nie sollte er sich mit ihm in einen Wortwechsel einlassen, weil gemeiniglich Streit daraus entsteht. Und wenn der nüchterne Mensch so wenig Verstand zeigt, was kann man erst von einem Rauschigen hoffen?

Befolget diese Regeln, so werdet ihr gewiß mit Jedermann im Frieden leben, und mit allen Menschen gut auskommen.

Funfzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen Feinde betragen soll.

Laß Gott mich Niemand je betrüben,
Laß mich selbst meine Feinde lieben.

Wer in einer Feindschaft lebt, der lebt in einem höchst beklagenswürdigen Zustande. Nichts ist dem Gesetze Christi so schnurgerad entgegen, als Feindschaft, Haß und Groll. Man kann sagen, daß Christus, nebst andern Zwecken, auch darum vom Himmel gestiegen ist, um uns die große Kunst zu lehren, wie wir selbst mit unseren Feinden gut und menschlich umgehen sollen. Wer in der Feindschaft lebt, der kann nie mit Vertrauen sein Gemüth zu Gott erheben, kann nicht einmal das Vaterunser aufrichtig bethen, und darf Gott nicht seinen Vater nennen, weil er seinen Nebenmenschen nicht für seinen Bruder erkennt, der eben so, wie alle Menschen, ein Kind Gottes ist, und ebendarum den gerechtesten Anspruch auf unsre Liebe hat.

Viele Menschen klagen, daß sie so viele Feinde haben, und von ihnen allerley Verfolgungen, böse Nachreden und tausend Verdrüßlichkeiten ausstehen müssen. Davon sagen sie aber

aber kein Wort, daß sie selbst die Veranlassung dazu waren, und ihrem Feinde die Waffen in die Hand gegeben haben. Sie sagen nichts davon, daß sie durch ihre unbehutsame Aufführung, durch weibische Geschwätzigkeit, durch böses Nachreden, oder durch leichtsinnige Scherze dem Andern Gelegenheit gegeben haben, von ihnen zu reden, und ihnen dagegen wieder Verdruß zu machen.

Hättet ihr gegen den Andern keine Schmähworte ausgestossen; hättet ihr ihn bey Andern nicht verachtet; hättet ihr ihn nicht durch stolze und trotzige Worte beleidiget, so würde euch der Andere nicht mit dem nämlichen Maaße einmessen, womit ihr ihm ausgemessen habt. — Hättet ihr dem und dem Händelmacher nicht angegeben, sondern hübsch geschwiegen, so würde er euch auch ruhig und im Frieden gelassen haben. — Hättet ihr euch durch eine anstößige Bekanntschaft nicht so verdächtig gemacht, so würde euer Feind nicht Anlaß bekommen haben, euch darüber zu tadeln, und in bösen Ruf zu bringen. — Unterlaßt es künftighin, vermeidet, was anstößig ist, und laßet Jedermann das Seine, so kann euch auch euer ärgster Feind nicht mehr zu. Kurz: befleißt euch, daß ihr weder durch Worte noch durch eine sträfliche That dem Andern zu Feindseligkeiten Gelegenheit gebet, so werdet ihr euch tausend Klagen ersparen.

Ein

Ein Weltweiser, welcher wegen seiner vorzüglichen Wissenschaft und Tugend viele Neider hatte, und dabey der ehrlichste und tugendhafteste Mann war, wurde einsmals gefragt, ob er nicht bisweilen unwillig werde, wenn er bedenke, daß auf der Welt die tugendhaften Menschen oft so viele Feinde haben. „Das macht mich, antwortete der Weise, ganz und gar nicht böse. Meinen Feinden und Neidern bin ich vielleicht mehr Dank schuldig, als meinen besten Freunden. Denn meine Freunde lieben mich allzu sehr, und drücken bey allen meinen Untugenden die Augen zu. Meine Feinde hingegen haben Adleraugen, und sehen immer auf meine Fehler; sie bemerken an mir den geringsten Mißtritt, und sagen mir denselben ohne Umstand ins Angesicht hinein. Da weiß ich dann sogleich, wie ich mich ein andermal zu verhalten habe. Denn weil so viele Augen auf mich gerichtet sind, so bin ich ebenfalls gezwungen, in einem hohen Grade wachsam zu seyn, alle meine Worte gleichsam auf der Goldwage abzuwägen, und mir in meiner ganzen Aufführung nicht die geringste Unanständigkeit zu gestatten. Ich muß nämlich ohne Unterlaß bedacht seyn, daß ich meinen Widersachern nie einen sträflichen Anlaß zum Tadel gebe. Das macht dann, daß ich in meinem Lebenswandel sehr behutsam und ordentlich, und in meinen Pflichten sehr genau und pünktlich seyn muß. Auf diese Weise habe ich nach Gott das Allermeiste meinen Feinden zu danken."

Das ist die rechte Art, wie man sich gegen seinen Feind betragen muß, und wie man aus der größten Feindschaft den größten Vortheil ziehen kann.

Aber noch ruhmwürdiger und verdienstvoller ist es, wenn man seinen Feind sogar zum Freunde zu machen suchet; und dazu giebt es zwey sichere Wege.

Der erste ist: Rede Gutes von deinem Feinde. Wer von uns Gutes redet, dem werden wir nicht lang feind seyn können. Es ist von diesem Kunststücke, die Herzen zu gewinnen, schon oben in einem eigenen Abschnitt gehandelt worden, und daher lese man jene Regeln und Vorschriften noch einmal. — Gute Worte sind der wohlfeilste Verlag: sie kosten nichts. Und doch gewinnt man so viel damit!

Der zweyte Weg, seinen Feind zum Freunde zu machen, ist noch gewißer, als der erste; es ist nämlich der Weg des Wohlthuns. Die Regel heißt: Thue deinem Feinde Gutes, wann und wo du kannst, so muß er dein Freund werden, er mag wollen, oder nicht. Die Wohlthaten sind eine goldene Kette, mit der sich Jeder binden und führen läßt, wohin man nur will. Kein Pfeil trifft so sicher, und kein Kanonenschuß reißt die Mauer so gewiß nieder, wie oft eine einzige Wohlthat den wildesten Menschen bezwingt, und sein ganzes Herz erobert.

Und

Und was muß das nicht für ein Trost seyn, wenn man sagen kann, daß man durch Liebe und Wohlthätigkeit einen Menschen gewonnen, ihn gebessert, und in zwey Herzen anstatt des wilden Hasses die sanfte christliche Liebe wieder eingepflanzt habe! Wie schön sieht da der Christ seinem Lehrmeister, Christo Jesu, gleich! und wie vortrefflich ahmet man da dem himmlischen Vater nach, der Allen, auch den größten Sündern, als seinen Feinden, ohne Unterlaß Gutes thut!

Wahrlich, nach hergestellter Freundschaft ist der Mensch wie neugebohren: der Wurm der Eifersucht nagt nicht mehr am Herzen; man ist halb im Himmel; Arbeit und Geschäfte freuen einem aufs neue, und nach vollbrachter Versöhnung ist uns, als wenn wir nach einem langen Ungewitter wieder die reine Luft und den milden Sonnenschein genießen können.

In einem Dorfe lebten zwey Nachbarn. Der Eine hieß Velten, und war sehr arm; der Andere aber, Namens Ernst, war vermöglich und reich, weil er von Velten die meisten Grundstücke durch einen Prozeß an sich gebracht hatte. Der gute Velten ward dadurch beynahe zum Bettler gemacht, und besaß fast nichts mehr, als seine Ehrlichkeit und ein paar gut erzogene Kinder. Der reiche Ernst that seinem armen Nachbar alles Herzeleid an, wo er nur konnte. Aber Velten erwiederte es nicht,

son=

sondern verbot auch seinen Kindern, das Böse mit Bösem zu vergelten, und sagte oft zu ihnen: Was uns nicht wohl thut, das thut dem Andern auch nicht wohl. Ernst und die Seinigen lebten wohlauf, und dachten an nichts weniger, als an ein Unglück. Allein, gegen Ende des Sommers, da alle Feldfrüchte schon zu Hause waren, schlug der Blitz in Ernstens Stadel ein, zündete sein Haus und seine Ställe an, und in weniger als einer Stunde war Ernst der ärmste Bettler, indem er und seine Leute kaum ein Kleid zur Bedeckung retten konnten. Unter allen, die zum Retten herbey geeilt waren, war Velten der fleißigste, und seine Kinder deßgleichen. Sie drangen durch die Flammen in das Haus ein, und retteten, was zu retten war. Jedermann bewunderte die unermüdete Geschäftigkeit Veltens und seiner Kinder: sie waren so glücklich, das Beste und Kostbarste aus Ernstens Hause zu retten. Als endlich das Feuer zu toben aufhörte und Haus und Stadel zusammen gebrannt waren, gieng Velten auf das Feld hinaus, wo Ernst und die Seinigen weinten und jammerten, weil sie kein Unterkommen und ihres Elends kein Ende wußten. Aber Velten sprach ihnen Trost zu, und both dem verlassenen Ernst und seinen Kindern die Wohnung in seinem Hause an. Himmel! wie wurde Ernst da auf einmal gerührt! Diese unerwartete Großmuth an seinem Todfeinde verursachte in seinem Herzen Empfindungen, die er bis dahin noch nie gehabt hatte. Er

fiel vor Velten auf die Knie nieder, weinte bitterlich, und konnte nichts anders sagen, als: Nachbar! wie hab' ich das um dich verdient? Allein, Velten machte keine Umstände, nahm die Abgebrannten sogleich mit sich nach Hause, gab ihnen, was er hatte, zu essen, ließ sie ausruhen, und nachdem der größte Schrecken vorbey war, zeigte er ihnen alles, was er von ihren Habseligkeiten gerettet hatte. Unter andern ward auch alles Geld, welches Ernst noch im Hause gehabt hatte, vollkommen herausgebracht. Da war dann die Freude des Verunglückten nicht auszusprechen, als er sah, daß er durch die Großmuth seines Feindes aus der äußersten Armuth gerettet war. Er wollte seinem Wohlthäter eine namhafte Summe davon schenken. Allein dieser nahm nichts an. Ernst baute hernach sein Haus wieder auf, und ersetzte jährlich dem großmüthigen Velten etwas an dem Schaden, welchen dieser durch den ehemaligen Prozeß erlitten hatte. Beyde Leute lebten wie wahre Freunde und Brüder, und beyde wurden vom Himmel gesegnet, besonders Velten, der sich durch Arbeit und Fleiß wieder erholte, und zu einem hohen Wohlstande gelangte.

Soviel vermag eine Gutthat, die man seinem Feinde erzeigt. Soviel gewinnt man, wenn man die Lehre Christi befolgt, wo er sagt: Thut Gutes Jenen, die euch hassen, und betet für Jene, welche euch verfolgen.

Aber

Aber da muß man nicht denken, als wenn wir gegen die Unbilden, welche man uns aus Muthwillen anthut, völlig unempfindlich seyn müßten, oder als wenn wir uns ganz und gar nicht rühren dürften, wenn ein anderer uns auf eine boshafte Weise behandelt. Keineswegs! Der Mensch ist nicht von Stahl und Eisen, sondern von Fleisch und Blut; er ist von Natur empfindlich, und jedes Unrecht, jede Unbild, jeder Schmerz thut wehe. Auch der Wurm im Grase windet sich, wenn man ihn tritt. Auf gleiche Weise darf auch der schlechteste Mensch sich um seine Ehre, um sein Eigenthum, um seine Rechte wehren. Es ist uns keineswegs verwehrt, Mittel anzuwenden, daß feindselige Menschen uns weniger schaden können. Es ist

uns vielmehr erlaubt, zu machen, daß den Feindseligkeiten sogar durch Vermittlung der Obrigkeit Einhalt gethan werde: es ist erlaubt, nicht nur uns zu rechtfertigen, sondern auch bey der Obrigkeit über erlittenes Unrecht Klage zu stellen, und sogar Prozeß zu führen. Aber wohl gemerkt! alles dieses muß geschehen ohne Haß, ohne Erbitterung, und ohne alle Verletzung der christlichen Liebe.

Einige glauben, es wäre nicht einmal möglich Prozeß zu führen und dabey gelassen zu seyn. Sie meynen, es sey eine Nothwendigkeit bey jedem Streithandel, daß man seinen Gegner verkleinert, ihm Ehre und guten Namen raubt, ihn auf allen Wegen anfeindet, und ihm alles mögliche Herzeleid anthut. Allein, mit allen diesen unchristlichen Bewegungen hat man noch nie einen Handel besser, sondern vielmehr schlimmer gemacht. — So fiengen einsmals zween Bauern wegen einem klafterlangen Zaune einen Prozeß an. Je unbedeutender die Sache war, um welche sie stritten, desto erbitterter wurden ihre Gemüther, besonders, da der Handel sich gar sehr in die Länge zog, und viel Geld kostete. Sie thaten einander nicht nur alles erdenkliche Leidwesen an, sondern auch vor Gericht sagte Jeder von dem Andern, was er nur Böses wußte, was Galgen und Rad verdiente: sie schalten einander Ehebrecher, Diebe und Straßenräuber. Endlich nach vielen Jahren gieng der Handel so aus: Einer von ihnen wurde von Haus und

Hofe

Hofe gejagt, und der Andere kam wirklich an den Galgen, weil es sich bestättigte, daß er mehrere diebische Angriffe gethan hatte. — So weit kann Haß und Eifersucht die Menschen bringen!

Wenn wir also glauben, unser Nebenmensch thue uns irgend in einer Sache unrecht, so sind wir nicht schuldig, dazu stille zu schweigen, und uns, so zu sagen, auf dem Kopfe tanzen zu lassen. Nein! Wir dürfen und müssen unsere Rechte behaupten; hiezu sind wir von Gott und der Natur befugt. Christus selbst hat nicht stets geschwiegen, wenn man ihm ein Unrecht angethan hat; sondern da ihn ein Diener des Hohenpriesters ins Angesicht schlug, wendete er sich alsogleich zu dem Thäter, und sagte zu ihm: Was schlägst du mich? Jesus hat nur alsdann geschwiegen, wenn er sah, daß alles Reden ohnehin nichts helfen würde. — So müssen wir es auch machen. Wir dürfen uns allzeit wehren um unser Eigenthum und um unsre Ehre; aber mit Verstand und Bescheidenheit.

Hat unser Nebenmensch uns etwas zu Leide gethan, so ist es nicht schön, wenn man sogleich den lärmenden Weg des Gerichts antritt, und zur Obrigkeit läuft. Zuvor müssen wir gelindere Mittel versuchen. Christus sagt: Wenn dein Bruder dir Unrecht gethan hat, so halt es ihm anfänglich vor, zwischen vier Augen, nämlich zwischen dir und ihm allein. Auf diesem ersten

Wege

Wege sind schon viele tausend Feindschaften und Prozesse verhütet, und das beste Verständniß hergestellt worden. Es braucht oft nichts, als eine freundschaftliche Verabredung und eine gütliche Vorstellung, so vergleicht man sich, und der vollkommene Friede wird in einer Viertelstunde wieder hergestellt.

Sollten aber alle Vorstellungen und alle Gelindigkeit nichts helfen, so ist man, wenn die Sache wichtig ist, freylich befugt, vor Gericht und Obrigkeit seine Rechte durchzusetzen; aber, wie gesagt, es muß und kann alles dieses ohne Zorn, Haß und Erbitterung geschehen. Auch in dem größten Streithandel dürfen wir nie aufhören, unsern feindseligen Mitmenschen als Menschen zu lieben, ihm wohlzuwollen, und Gutes zu thun. Denn es werden viel hundert Prozesse geführt, nicht aus Muthwillen und Streitsucht, sondern weil beyde Partheyen für sich fest glauben, sie haben Recht, und ihre Gegenpart habe Unrecht. Wir dürfen also überhaupt unserm Feinde seine Fehler niemals öffentlich vorwerfen, und ihn zu Schanden machen; wir dürfen ihm nie verächtlich begegnen, ihn nicht verläumden, oder verfolgen; dürfen ihm nie etwas Gutes abschlagen, was wir ohne unsern eigenen Schaden thun können; und dürfen ihm endlich kein Leid verursachen, wenn es nicht zu seiner Besserung, oder zu unsrer Nothwehr nothwendig ist.

Nicht weit von Kölln ist ein Flecken, Namens Gimmichen, das Stammhaus der Freyherren

ren und Grafen von Gimmich. Dieser Ort hatte im Jahre 1787 das Unglück, daß der größte Theil davon ein Raub der Flammen ward. Die Schwester des dasigen Barons war eben damals mit ihrem Bruder in einen schweren Prozeß verwickelt. Aber anstatt, daß sie sich an dem Unglücke ihres Gegners erfreuet hätte, ward ihr edles Herz von einem wahren Mitleide gegen die Unglücklichen erfüllt. Sie besann sich nicht lange, verkaufte ihre kostbaren Ohrengehänge, und schenkte das daraus gelösete Geld den verunglückten Unterthanen ihres Bruders.

Das heißt Edelmuth und Christenthum, mitten in Prozeß und Zwistigkeiten.

Sechzehntes Hauptstück.

Wie man sich gegen die Obrigkeit verhalten müsse.

Seyd unterthan der Obrigkeit,
die Gewalt über euch hat.

In jeder größern menschlichen Gesellschaft müssen Stände seyn, die gehorchen, und Stände, die zu befehlen haben; sie sind in jeder großen Gemein-

me'nde unentbehrlich; beyde gehören zusammen, und können von einander nicht getrennt werden. Gleichwohl herrscht zwischen diesen beyden Ständen eine immerwährende Eifersucht und beständiges Klagen. Der Befehlende glaubt, der Unterthan thue zu wenig, und noch weit öfter glaubt der Unterthan, der Regent fordere zu viel. Die Klagen der Unterthanen gegen ihre Oberherren sind bekannt. Jeder, auch der unwissendste Bürger, wagt es, die verwickeltsten Regierungsgeschäfte und die größten Weltbegebenheiten zu beurtheilen, so wie man manchen Frevler selbst über die Regierung des allmächtigen Gottes urtheilen und schmälen hört. Alles, auch der geringste Pöbel, meistert und kunstrichtert kühn und verwegen an der Regierung. Der Schuster, der Weber, der Kannegießer, alle sagen es laut: Wenn sie zu regieren hätten, so müßten nicht nur alle Mißbräuche im Lande abgethan, sondern alles müßte, um eine recht schöne Gleichheit vorzustellen, in Einem Model gegossen werden: auch der Sailermeister bedauert es, daß er im Lande nichts zu regieren hat, denn, spricht er, wenn ich Landesherr wäre, so ließe ich einige tausend Stricke verfertigen, und alle Projektanten und neue Steuererfinder an den Galgen knüpfen. Auf eine solche oder ähnliche Weise maßt sich ein jeder an, ein ganzes weitläufiges Land nicht nur gut, sondern auch um viel besser zu regieren, als es wirklich regiert wird. Und doch ist unter allen den Elenden oft kaum einer im Stande, auch nur in seiner zweyklafterlargen Hütte unter

Weib

Weib und Kindern Ordnung und Ruhe zu erhalten.

Das Befehlen und Regieren ist eine weit schwerere Sache, als sich der gemeine Mann gewöhnlich vorstellt. Darum sagte jener Weise, als man ihn zum Regenten machen wollte: „Ich will lieber in meinem gegenwärtigen Stand verbleiben, als mich an die Spize der Regierung stellen. Denn wenn ich schlecht regiere, so klagt mich mein Gewissen an; regiere ich aber gut, so mache ich mich bey viel tausend Menschen verhaßt.“ Denn die Leute aus dem gemeinen Stande, nämlich das Volk und der große Haufe, ist ein wunderliches und vielköpfiges Thier, das beständig murrt und brummt, und gegen seine besten Regenten und größten Wohlthäter am undankbarsten ist. Alle diejenigen, die sich um das gemeine Beßte in einem hohen Grade verdient gemacht haben, haben von jeher nichts anders als Verläumdung, Verbannung, ja sogar den Tod zum Lohn gehabt. Christus selbst bekräftigt dies, indem er den Juden den Vorwurf macht, daß sie, von den ältesten Zeiten her, alle gutdenkende Männer, die Gott zu ihnen als Lehrer und Propheten gesandt hatte, in ihren Synagogen theils gegeiselt, theils gekreuziget haben, und daß kein einziger rechtschaffener Mann unter ihnen aufgestanden, mit dessen Blut sie nicht ihre Hände beflecket hätten. Das haben sehr viele regierende Herren recht wohl eingesehen, ja einige unter ihnen haben frey herausgesagt: „Wenn

die

die Menschen wüßten, wie schwer eine Krone sey, so würde unter tausenden kaum Einer seyn, der sie annähme." Eben darum sagen auch die Weisen, daß Gott nicht Menschen von gewöhnlicher Art und von gewöhnlichen Fähigkeiten über andere Menschen sezt; sondern er nimmt solche dazu, die gleichsam etwas Göttliches an sich haben, und durch ein besonderes Geschenk des Himmels die übrigen Menschen an Geistesfähigkeiten übertreffen. Denn ein Regent ist gleichsam der Mittler zwischen Gott und seinem Volke; er ist der Beamte und der allgemeine Statthalter Gottes; er ist für sein Volk eine leuchtende Fackel, die allen den rechten Weg zeigt, und ein Brunnen, woraus alle schöpfen; er ist der Vater gegen seine Kinder, und der Hirt gegen seine Heerde. — Hierzu aber gehören gewißlich mehr als nur gewöhnlich gute Eigenschaften.

Nichts ist leichter, als über andere Menschen, vorzüglich über höhere Stände zu schmähen; aber nichts ist schwerer, als das, was wir an andern tadeln, selbst besser und geschickter zu machen. Unsre Regenten haben nicht etwa nur eine einzige Familie von 10 bis 20 Köpfen zu besorgen, sondern haben ganze Provinzen und ein weitläufiges Land von Millionen Menschen, aus allerley Ständen, Sitten und Religionen zu beherrschen und in Ordnung zu halten. Der Regent kann, wenn er auch gern wollte, bey weitem nicht alles selbst übersehen, weil der Umfang seiner Macht allzugroß und zu umfassend

ist.

ist. Er muß daher fast alles mit fremden Augen sehen und durch fremde Ohren hören. Wie leicht ist er da bald von diesem bald von jenem hintergangen? wie leicht kann man ihm falschen Bericht erstatten? wie bald von ihm eine unverdiente Gnade erschleichen?

Es ist daher ein großer Unverstand, über landesherrliche Verordnungen zu klagen, blos darum, weil dieselben uns nicht anständig sind, oder weil sie, unsrer Meynung nach, besser und nüzlicher seyn könnten. Unter hunderttausend Unterthanen hat jeder seine eigene Art zu denken und jeder seine besondere Meynungen. Folglich müßte man, wenn man jedem recht thun wollte, entweder so viele Geseze machen, als Unterthanen sind: oder man müßte bey jeder Verordnung jeden Unterthan besonders um seine Meynung fragen, und von jedem zulezt seine Einwilligung verlangen. Das würde aber eine wunderliche Regierung geben. Denn wenn der Monarch seine Unterthanen jedesmal um Rath fragen, ihnen von allen seinen Verordnungen Rede und Antwort geben, und sie um ihre Einwilligung ersuchen müßte, so würde die Macht und Gewalt sich nicht mehr in seinen Händen, sondern in den Händen seiner Unterthanen befinden, und unsre Könige würden nicht mehr unsre Herren, sondern unsre Diener und Unterthanen seyn. Allein welch eine allgemeine Verwirrung würde daraus entstehen!

Aller-

Allerdings müssen wir dem Monarchen allerley Abgaben entrichten, und das schmerzt uns gewöhnlich am meisten. Allein diese Abgaben entrichten wir größtentheils nur für uns, und gewissermassen an uns selbsten. Der König hat unsre Steuern nur darum nöthig, um mit denselben sein königliches Amt verrichten, und die damit verbundenen Ausgaben bestreiten zu können. Wir geben dem König einen Theil von unserm Vermögen; es ist wahr. Aber der König muß von diesem Gelde die obrigkeitlichen Personen unterhalten, die unsre Streitigkeiten zu schlichten, und für die Erhaltung unsrer Güter, unsrer Rechte und unsrer Personen zu sorgen haben. Von diesem unserm Gelde muß der König die Truppen unterhalten, die gegen unsre Feinde streiten, und im Innern des Landes Ruh und Sicherheit erhalten müssen. Er muß eine große Anzahl Lehrer besolden, die im Lande die nöthigen Wissenschaften und Künste verbreiten. Endlich braucht der König selbst zum Unterhalt seiner eignen erhabenen Person, und den Glanz seiner Durchlauchtigen Familie zu unterstüzen, große und beträchtliche Summen. Alles dieses aber gehört für die Erhaltung, Erhöhung und Ehre des Staats. Da nun wir selbst den Staat ausmachen, so geschehen nothwendig alle Ausgaben für uns selbst, und alle insgesammt zwecken zu unserm Nutzen und Vortheil ab. Alles was der Landesfürst von uns empfängt, geht nur durch seine Hände, und aus seinen Händen kehrt es wieder zu seinen Unterthanen zurück. Gleichwie

die

die Sonne von der Erde das Wasser in die Höhe zieht, und dasselbe als fruchtbaren Regen wieder auf unsre Felder herabfallen läßt; so zieht auch der König nur darum einen Theil unsers Vermögens an sich, damit er es wieder auf hunderterley Weise zurückgiebt und unter uns vertheilet.

Nach diesen Betrachtungen urtheile man nun, welcher Unverstand und welche Verwegenheit es ist, von den erhabenen Personen unserer Könige, und aller in hohen Aemtern stehenden Personen auf eine unanständige Art zu reden, sie zu tadeln und ihre Amtsführung zu richten und zu lästern.

Dieser Frevel und diese verdammliche Schmähsucht haben schon viele theuer genug bezahlen müssen. Wegen der Ungezähmtheit ihrer Zunge sind einige um schweres Geld, einige mit Gefängniß, andere mit empfindlicher Leibesstrafe, noch andere mit Landesverweisung, ja manche sogar am Leben gestraft worden.

Wem daher die Ruhe seines Lebens lieb ist, der mische sich nie in Dinge, denen seine Kräfte nicht gewachsen sind, und zu welchen die Natur ihn nicht bestimmt hat; sondern jeder unterwerfe sich der weltlichen Obrigkeit, als einer Macht, die von Gott selbst aufgestellt ist.

Die Obrigkeit führt das Schwert, und führt es nicht umsonst; sie schlägt auf den Bösen und

schützt

schüzt damit den Guten. Wir dürfen daher immer nur recht und gut handeln, so haben wir von unsrer Obrigkeit nicht nur nichts zu fürchten, sondern überall ihren mächtigen Schuz und Beystand uns zu versprechen: zumal von unserm guten König, den der Glanz seiner Krone niemals blendet, der überall Tugend schüzt und Verdienste belohnt, und keine andere Ehrbegierde kennt, als die, der Vater, Wohlthäter und Beschützer seines Volkes zu seyn.

Uns Christen giebt der h. Apostel Paulus die besondere Lehre, daß wir die weltliche Obrigkeit für eine göttliche Anordnung halten, und ihren Verordnungen eben so wie Gottes Verordnungen gehorchen sollen: Er sagt: „Jede Macht ist von Gott: und wer dieser Macht sich widersezt, widersezt sich der Anordnung Gottes.“ Diese Lehre haben die ersten Christen heilig befolgt, und zwar vorzüglich zu einer Zeit, da ihre Obrigkeiten die abscheulichsten Unmenschen und ihre grausamsten Verfolger waren. Um wie viel williger sollen wir einem guten, edeldenkenden König unterthänig seyn, der, ganz beseelt vom Geiste des Christenthums, es nur gar zu gut weiß, daß ein Höherer über ihm lebt, dem er über die ihm anvertraute Verwaltung Rechenschaft wird zu geben haben; einem König, in dessen Staaten jedem Unterthan seine Rechte heilig und unverlezt gehalten werden, und wo jeder auch der geringste Bürger, Handwerksmann und Bauer vor jeder Gewaltthätigkeit geschüzt wird!

wird! Diese Pflicht der Unterthänigkeit, die ganz nach dem Geiste des Christenthums ist, dürfen wir nie aus den Augen verlieren. Vielmehr wollen wir den großen Schöpfer und Weltregierer bitten, daß er uns unsern guten Landesvater erhalten, und ihn mit allen Gaben der Weisheit und Gottesfurcht ausrüsten wolle, damit er immerfort allgemeines Glück des Vaterlandes, Redlichkeit und Religion das Augenmerk seiner Handlungen seyn lasse, und wir unter seinem wohlthätigen Scepter das glücklichste Zeitalter erleben.

Siebzehntes Hauptstück.

Von den Ergötzlichkeiten des gemeinen Mannes.

Der Tag der Fröhlichkeit sey niemals ganz verloren!
Ich ward zum Dienst der Welt, zum Spiele nicht geboren.
Erholung sey es mir, es stärk' in mir den Muth,
Des Guten mehr zu thun, so oft ich ausgeruht.

Kein Mensch ist im Stande, immerfort und ohne Aufhören zu arbeiten. Man muß von Zeit zu Zeit ausruhen, und sich auch zuweilen ein Vergnügen machen. Der gemeine Mann muß seine Ergötzlichkeiten eben sowohl haben, wie der Edelmann und der Fürst die seinen hat. Die

Ergötzungen sind Jedermann erlaubt, wie das Essen und Trinken. Eigentlich hat Gott der Herr uns die Ergötzlichkeiten zu keinem andern Ziele und Ende gegeben, als daß wir damit unsre Gesundheit stärken, die durch Arbeit erschöpften Kräfte wieder erholen, und sodann mit neuem Muthe wieder an unsere Geschäfte gehen sollen. Wo dieser Endzweck nicht erhalten wird, da ist jede Ergötzung schädlich und unerlaubt. Eben dieselbe Hauptregel, welche beym Essen und Trinken muß beobachtet werden, gilt auch hier im höchsten Grade, nämlich die Mäßigkeit. Aber nie wird die Mäßigung leichter vergessen, als bey Freuden und Ergötzlichkeiten. Die Ergötzungen sind die Stütze der Gesundheit und der Balsam des Lebens, wenn man sie mäßig genießt. Aber sie verwandeln sich in Gift und Tod, wenn man sie unmäßig genießt. Eben darum hat man hierinn die höchste Behutsamkeit nöthig.

Die bekanntesten Arten von Ergötzungen, so wie sie in unseren Zeiten unter Bürgern und Bauern gewöhnlich sind, sind folgende: Zusammenkünfte beym Trunke; allerley Spiele; Tänze und Spaziergänge. Wir wollen von jeder Gattung insbesondere sprechen.

§. 1.

Von den Zusammenkünften beym Trunke.

Die Zusammenkünfte beym Trunke haben ihre gute und ihre schlimme Seite.

Man

Man kann es einem Handwerksmanne oder Bauern wol nicht verargen, wenn er, nach einer wochenlangen harten Arbeit, sich am Sonn- und Feyertage bey einem Glase Bier ergötzt, und beym muntern Gespräche in einer aufgeräumten Gesellschaft eine Zeitlang seine Sorgen vergißt. Schon unsere alten Teutschen haben diese Gewohnheit gehabt.

Diese Zusammenkünfte sind schon darum nicht zu tadeln, weil dabey durch nützliche oder unterhaltende Gespräche der Verstand geschärft und das Gemüth aufgeheitert wird. Da vergnügt Einer den Andern entweder durch Erzählungen, oder durch muntere Scherze. Alles ist da lebhaft und aufgeräumt. Durch Gespräche, welche man führt, theilt Einer dem Andern seine Kenntnisse und Erfahrungen mit: denn da wird von allerley Dingen gesprochen, von Handwerkssachen, vom Feldbaue, vom Hauswesen, vom Handel und Wandel, von bürgerlichen Rechten, von Prozessen, von wichtigen Neuigkeiten, vom Kriege und Frieden, von auswärtigen Völkern, von ihrer Macht und Stärke, und von tausend andern Gegenständen. Alle diese Gespräche kann ein kluger und verständiger Mann sich zu Nutzen machen, und oft hört man von ungefähr Etwas, was man zuvor nicht gewußt hat, und was Einem über kurz oder lang gute Dienste thun kann. Wenn die Gespräche auch keinen andern wesentlichen Nutzen haben, so haben sie wenigstens den Nutzen, daß sie Einem auf ein Paar

Stunden zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe dienen; und das ist oft schon genug.

Allein die Gesellschaft mag so aufgeräumt, und die Lustbarkeit so groß seyn, als sie will, so ist es doch für einen braven Menschen gar nicht anständig, wenn er eine ausgelassene Freude und eine übertriebene Lustigkeit zeigt. Nur Lotterbuben und leichtsinnige Jünglinge, die sich in der Freude nicht zu mäßigen wissen, zeigen allerhand Unanständigkeiten, durch Schreyen, Jauchzen, Hellauflachen, auf den Tisch hinein schlagen, und was dergleichen Ungezogenheiten mehr sind. Ein braver Mann will nichts von einer ungestümmen und groben Lustbarkeit wissen; er geht weg von dem Tische, wo man jodelt und lärmt und nichts als eine besoffene Mette hört.

Gespräche, wo nichts als alberne Possen, oder schmutzige Zotten auf die Bahn gebracht werden, sind eines ehrliebenden Mannes nicht würdig.

Wer klug ist und den Frieden liebt, gesellt sich niemals zu Leuten, die gern Händel suchen, oder überall Recht haben wollen: denn da darf man sicher rechnen, daß zuletzt, wenn der Trunk in die Köpfe steigt, Streit und Zänkereyen entstehen. Den Trunk hat Gott uns gegeben, daß wir unser Gemüth aufheitern, und zur Arbeit frische Kräfte erhalten, nicht aber, daß wir Krieg führen, raufen und schlagen sollen. Pfui! Das ist eine Sache für wilde Indianer, und nicht für gesit-

gesittete Menschen. — So eine wilde Trinkergesellschaft waren vor kurzem jene Schustergesellen in einer gewißen Stadt im Wälschlande. Diese soffen miteinander, und geriethen zuletzt in Streit. Im Zorne zieht Einer sein Messer hervor, stößt es seinem Kameraden durchs Herz, und läuft darauf mit dem blutigen Messer unbemerkt zur Stadt hinaus. Vor dem Thore sieht er einen seiner Kameraden, der schon vor dem Streite weggegangen war, unter einem Baume liegen, und seinen Rausch ausschlafen. Diesem steckt er geschwind sein blutiges Mordgewehr in den Gürtel, und nimmt ihm seinen Kneif dafür. Indessen entsteht in der Stadt Lärm. Der Körper des Ermordeten wird vor Gericht gebracht, und die Stadtknechte finden auch den schlafenden Schustergesellen mit dem blutigen Messer im Gürtel, welcher sogleich ins Gefängniß geführt wird. Am folgenden Tage erfährt er erst, warum er ein Gefangener ist. Er will zwar von keiner Mordthat etwas wissen, allein, das blutige Messer zeugt gegen ihn. Er wird daher auf die Tortur gelegt, und da er die Qualen der Folter nicht aushalten kann, bekennt er endlich die That, welche er nicht begangen hat, und wird zum Tode verurtheilet. Als er zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, befand sich unter den Zuschauern auch der eigentliche Thäter. Da wurde dann dieser durch den Anblick seines unglücklichen und unschuldigen Kameraden so gerührt, daß er durch die Volksmenge zum Karren hindrang, worauf der arme Sünder geführt wurde. Als

er daselbst angekommen war, entdeckte er sein Verbrechen, rettete den Unschuldigen, und empfieng hernach die verdiente Strafe.

Mordthaten geschehen zwar bey Trinkgesellschaften äußerst selten; aber desto gewöhnlicher sind die wilden Zänkereyen und Schlägereyen, welche gemeiniglich unter besoffenen Leuten entstehen, und manchmal so wüthend werden, daß man die Trinkstube nicht für einen Ort der Ergötzung, sondern für eine Mörderhöhle ansehen möchte. Allemal muß da am Ende die Obrigkeit ihre Hand darein legen, und die Frevler strafen. Da kömmt dann oft mancher Dienstboth auf einmal um die Hälfte seines Jahrlohns; und mancher Bauer und Handwerksmann zählt dem

Richter auf einmal soviel Strafgeld auf den Tisch, daß er sich und seine Familie eine ganze Woche davon hätte ernähren können.

Ueberhaupt geht es bey Trinkgesellschaften, wenn man nicht sehr behutsam ist, selten ohne kleine Verdrüßlichkeiten ab; und alsdann ist das Vergnügen, welches man an solchen Orten sucht, schon theuer genug bezahlt. Der kluge und vernünftige Mann allein ist im Stande, allen Ungelegenheiten, die da entstehen könnten, auszuweichen. Er geht schon zum voraus in keine Gesellschaft solcher Leute, die zänkisch, streitsüchtig, oder von Natur hitzig sind; noch vielweniger unter solche, die in keinem guten Rufe stehen, oder die gewöhnlich mit Zotten und Grobheiten aufziehen. Dergleichen Zusammenkünfte sind nicht für einen ehrliebenden Mann. Wo er immer sich befindet, befleißt er sich, daß er Niemanden mit empfindlichen Scherz beleidiget, über Niemanden spöttelt, auf Niemanden stichelt, und keinen Menschen verächtlich macht, sondern daß aus allen seinen Reden und Gesprächen gesunde Vernunft hervorleuchtet. Ein solcher Mann ist der Liebling seiner Mitbürger, und jede Gesellschaft freuet sich an seiner Gegenwart.

Die Trinkgesellschaften haben unter andern auch das Schlimme an sich, daß man sich nach und nach leicht an das Saufen gewöhnet. Diejenigen, welche anfangs nur eine Maaß getrunken haben, sind nachmals mit zwey und drey nicht

mehr

mehr zufrieden. Da bekommt man dann eine Saufbegierde, und zuletzt muß der Krug beständig auf dem Tische stehen, und den ganzen Tag wird gezogen. Es sind Leute, die sich das Trinken so stark angewöhnet haben, daß sie es nicht mehr lassen können, ob sie schon selbst augenscheinlich sehen, daß es für ihre Gesundheit sowohl, als für ihr Hauswesen schädlich ist.

Von dem viehischen Laster der Berauschung will ich nichts reden. Denn solche Leute leben sinnlos, wie das Vieh, und sind Gott und ihrem Nebenmenschen zum Abscheu. Jene Weibsperson ist in einem hohen Grade zu bedauern, die das Unglück hat, einen Trinker oder Spieler zum Ehemann zu bekommen. Wehe denjenigen Familien, wo Mann oder Weib dem Trunke ergeben sind! Kinder und Dienstbothen nehmen böse Beyspiele, und machen es der Herrschaft nach, stiften Schaden, oder begehen stille Diebereyen. Aus solchen Häusern ist alle Tugend, Freude, Ruhe und Eintracht auf immer und ewig verbannt.

Aber wie viel darf man denn trinken?

So wichtig diese Frage ist, so wenig läßt sich eine allgemein bestimmte Antwort darauf geben. Gleichwie kein Schneidermeister für alle Leute ein gleiches Maaß hat; sondern wie die Person so auch das Maaß ist, nämlich groß für große und klein für kleine Leute. So ist es

auch

auch hier. Jeder muß da auf sein Vermögen, auf seinen Stand, auf seine Gesundheit Rücksicht nehmen. Deiesem ist viel, und einem Andern wenig erlaubt; je nachdem die Personen und die Umstände sind.

Ein Kranker, oder Einer, der eben von einer schweren Krankheit genesen ist, muß um vieles mäßiger und enthaltsamer seyn, als ein Gesunder. So lang der kränkliche Mensch empfindet, daß er auch von einem einzigen Trunke schwächer und kränklicher wird, so lang ist und bleibt ihm schon dieser einzige Trunk verbothen. Ein solcher überschreitet schon beym allerersten Trunk das Ziel der Mäßigkeit. Denn alles ist wider die Mäßigkeit, was zu viel ist; und alles ist zu viel, was man nicht ertragen kann. Der Mensch muß sich selbst am besten kennen, und jeder muß von seiner eigenen Person das Maaß nehmen.

Wer ferner aus Erfahrung weiß, daß er durch ein gewißes Getränke leicht berauscht wird, der muß alles für ein Uebermaaß, folglich für eine Sünde halten, was ihn zur Berauschung bringt. Wer also weiß, daß er schon beym zweyten Glase berauscht wird, der thut eine Sünde, wenn er sich mehr als ein Glas geben läßt, weil das zweyte Glas in diesem Falle schon zu viel ist. Die Berauschung ist allemal sündhaft und sträflich, aber nicht darum, weil man maaßweis hineinschüttet, sondern darum, weil man mehr trinkt, als man ertragen kann, und

weil der Rausch, er mag herkommen, woher er will, dem Menschen Verstand und Vernunft benimmt.

Endlich muß Jeder auch seinen Vermögensstand zu Rathe ziehen. Wenn einer auch schon durch den Trunk weder berauscht wird, noch seiner Gesundheit schadet; jedoch dabey mehr trinkt, als sein Vermögen zuläßt, so versündiget er sich wider die Mäßigkeit, und versündiget sich um so mehr, je größer der Schade ist, den er seiner Hauswirthschaft und seiner Familie zufügt. Es giebt sowohl Bürger, als Bauern, die fast alle Sonn- und Feyertage ins Wirthshaus gehen, und wacker zechen; gleichwohl weiß man, daß viele unter ihnen ein schmales Vermögen, aber desto mehr Schulden und Kinder haben. Da wollen nun aber solche Leute auch sich aufführen, wie andere, die weit vermöglicher sind, als sie, und da sagen sie: Was dem und dem erlaubt ist, das ist mir auch erlaubt; ich bin Handwerksmann, wie er, und bin Bauer, wie er. — Allein, das ist nicht gut gesprochen. Einem vermöglichen Bürger oder Bauern ist in diesem Stücke weit mehr erlaubt, als einem unvermöglichen. Wenn Kinder so große Kleider tragen wollten, wie erwachsene Leute, so würde man über ihren Unverstand lachen müssen. Aber eben so thöricht ist es, wenn Leute von mittelmäßigem Vermögensstande auch so groß und so vornehm thun wollen, wie reiche und vermögliche Bürger.

Das

Das teutsche Sprüchwort sagt: **Strecke dich nach der Decke:** das heißt: Laß deine Ausgabe nie größer seyn, als dein Vermögen ist. Ehe du ins Wirthshaus gehst, frage zuvor deinen Beutel, deine Kinder, deine Gläubiger um Rath. Diese werden dir vielleicht sagen, daß dir der Wasserkrug zu Hause besser ansteht, als die Bierkanne in der Trinkstube. Wer keinen Wein vermag, der muß mit Bier, und wer kein Bier vermag, gleichwohl mit Wasser vorlieb nehmen. Thut ers nicht, so wird ers doch einmal thun müssen, und über kurz oder lang wird ihm eine schandvolle Armuth zu Theile werden. — Und das ist der gewöhnliche Weg, auf welchem so viele Familien dem Verderben zueilen. Im Anfange achtet man die wenigen Kreuzer nicht, welche man über sein Vermögen ausgiebt, und ebendarum giebt man sie öfter aus, weil man sie nicht achtet. Da werden dann aus wenigen Kreuzern viele, aus vielen Kreuzern werden Gulden, aus Gulden entstehen Schulden, Schulden stürzen in Armuth, und Armuth bringt an den Bettelstab. Da findet aber kein einziger Armer so wenig Mitleid und Erbarmen, als ein solcher, der sich durch Trinken, Spielen, oder Uebelhausen selbst in die Armuth gestürzt hat. Jedermann sieht ihn mit Abscheu und Verachtung an, und kein Mensch hilft ihm gern.

Dieser Abschnitt geht auch junge ledige Leute an. Bey denen heißt es oft: Bringt der

Tag,

Tag, so nimmt der Tag. Sie meynen, weil sie noch kein Hauswesen zu verwalten haben, so dürfen sie mit ihrem Gelde treiben, was sie wollen; sie jagen es auf den Bierbänken, auf Tanzböden und an Spieltischen durch. Einige glauben sogar, wenn sie recht aufgehen lassen, und ihr Geld guldenweise wegwerfen, so machen sie sich bey ihren Mädchen beliebt, und erhalten desto eher eine Heurath. Aber sie betrügen sich schändlich. Vernünftige Mädchen denken ganz anders. Sie sagen, sie wollen lieber für sich allein betteln, als daß sie nach der Verehlichung noch dazu einen lüderlichen Lumpen ernähren müssen. Sie haben auch Recht: denn bey solchen kann man wol nichts anders, als bittere Noth und Armuth vorhersehen. Man sagt freylich: wenn man einmal verheurathet ist, so wird man schon anders. Aber das ist gegen alle Erfahrung, und man sieht gerade das Gegentheil. Man hat eine Menge lebendiger Beyspiele, daß lüderliche Handwerksbursche und Bauernsöhne nach ihrer Verheurathung eben so lüderlich geblieben sind, wie sie es zuvor gewesen waren, und unter hundert solchen Verschwendern findet sich kaum einer, der sich ändert, und ein guter Wirthschafter wird.

§. 2.

Von dem Spiele.

Unter die Ergötzungen gehören vorzüglich die Spiele, deren es fast unzählige Gattungen

giebt. Aber da kann man leicht denken, daß nicht ein Spiel ist, wie das andere. Es giebt darunter schädliche und höchstgefährliche Spiele, und giebt auch angenehme und nützliche. — Wir wollen nur von den bekanntesten reden.

1. Verderblich ist das Würfelspiel, oder das sogenannte Baschen. Dieses Spiel giebt nicht die mindeste Gemüthsergötzung, und ist schon darum höchst verwerflich, weil es nur wegen Gewinn gespielt wird. In einer unglücklichen Stunde kann eine namhafte Summe verloren werden. Dieses Spiel ist für keinen Menschen, dem sein Glück und seine Ehre lieb ist. Es ist auch in allen wohlgeordneten Ländern scharf verbothen, und die Uebertreter müssen große Geldstrafen bezahlen.

2. Die bekanntesten und allgemeinsten Spiele sind die Kartenspiele. Aber diese Spiele haben große Bedenklichkeiten und viel Schädliches an sich.

Erstlich ist es schon schlimm, daß man beym Kartenspiel keine Bewegung macht, sondern beständig auf einem Flecke sitzt. Da geht also schon der Hauptzweck der Ergötzlichkeiten verloren, besonders bey einem Bürger oder Handwerksmann, der ohnehin die meiste Zeit in seiner Werkstatt sitzend zubringt. Ein solcher Mann sollte bey einer Ergötzung seine üble Laune, seine schwermüthigen Gedanken, und

seine

seine Grillen zu vertreiben suchen; das wird er aber bey einem Kartenspiel wol schwerlich thun können. Denn da muß man wieder sitzen, man muß den Kopf voll haben, man muß gepreßt seyn, und muß, besonders wenn man verspielt, neuen Verdruß und frische Aergerniß bekommen.

Das zweyte Schädliche, welches die Kartenspiele und überhaupt alle Geldspiele an sich haben, ist dieses, daß man dabey Geld wagt oder aufopfert, welches man für die Erziehung seiner Kinder, für die Bezahlung seiner Arbeiter, und für seine eigenen Bedürfnisse weit nöthiger hätte. Dieser Punkt ist von großer Wichtigkeit, und Jeder, der gern spielt, sollte ihn wohl beherzigen. Es ist ein wahrer Diebstahl, wenn man durch Spielen macht, daß man seine Gläubiger nicht befriedigen kann. Es ist eine große Pflichtvergessenheit, wenn man durch das Spiel sich selbst oder seine Kinder in eine Noth bringt. Dafür wird man einst bey Gott schwere Rechenschaft abzulegen haben. — Das Spielen an sich selbst ist nicht Sünde, aber nicht Jedem ist jedes Spiel erlaubt. Das Weintrinken an sich selbst ist auch nicht Sünde; aber nicht Jeder vermags; folglich ist es auch nicht Jedem erlaubt. So ist es auch beym Spiele, besonders bey theuren Spielen. Nicht Jeder vermag jedes Spiel. Wer also etwas über sein Vermögen wagt, der begeht eine Sünde. Wer nur ein mittelmäßiges Vermögen besitzt, darf entweder gar nicht um Geld spielen, oder nur

im

um möglichst niedrigen Preise. Wenn ein Reicher zehn Gulden verspielt, so thut er seinem Hauswesen nicht so viel Schaden, als ein Unvermöglicher, wenn derselbe auch nur einen halben Gulden verspielt. Ein vermöglicher Mann kann einen Gulden leichter entbehren, als ein Mittelmäßiger ein Zwölfkreuzerstück, und dieser ein Zwölfkreuzerstück leichter, als ein Armer einen Groschen. — Es kömmt da hauptsächlich auf das Vermögen an, welches man besitzt, auf das Hauswesen, welches man führt, auf die Schulden, welche man zu bezahlen, und auf die Kinder, welche man zu versorgen hat. Jeder kennt seine Umstände und seine Lage selbst am besten. Man muß nicht groß thun, wenn man klein ist, und muß nicht fliegen wollen, wenn man keine Flügel hat. Jeder muß selbst am besten wissen, wie viel er wagen, und wie viel er, ohne dem Hauswesen zu schaden, auf Ergötzungen verwenden darf.

Es ist ein trauriger Anblick, wenn man oft einen Bürger, der zu Hause sechs oder noch mehrere Kinder hat, mit reichen Leuten um ziemlich hohen Preis spielen sieht. Das Ding kömmt alsdann so widernatürlich heraus, als wenn ein kleines Kind mit einem Riesen wettlaufen wollte. — Lieben Bürger! spielet doch nie mit Leuten, die reicher sind, als ihr, oder mit solchen, die das Geld weniger achten dürfen, als ihr. Laßt Gleiche mit Gleichen spielen; oder wenn es ja gespielt seyn muß, so

spielet um so niedrigen Preis, daß ihr nie so viel verspielen könnt, daß dabey eurem Hauswesen, euren Gattinnen, und Kindern, oder euren Gläubigern im geringsten wehe geschieht. Merket euch folgende Regel:

So oft du dich zum Spiele verfügest, und dein Geld aus dem Säckel herausholest, mußt du zu dir selbst sagen können: „So und so viel kann ich verspielen, wenn ich recht unglücklich bin; und wenn ich auch das Alles verliere, so ist es noch mein Schade nicht." Wenn ihr diese Regel befolgt, so werdet ihr der Sache nie zu viel thun, nie theurer spielen, als es euer Vermögen leidet, nie ein Spiel mitmachen, welches euch nach der Hand reuen kann, und überhaupt mehr Vergnügen und Ergötzung daran haben, als hundert andere Spieler, die um theures Geld unter Angst und Sorgen spielen, und unter Scheltungen und Verwünschungen aufstehen.

Endlich haben die Karten- und andere Geldspiele noch dieses Schädliche an sich, daß zuletzt aus der Neigung zum Spiele eine ordentliche Krankheit wird, welche man die Spielsucht nennt. Man vergleicht die Spielsucht nicht umsonst einem Fieber. Denn, gleichwie Einer, der das Fieber hat, allerley Sachen daher fantasirt und keine vernünftige Rede vorbringen kann: so hat auch der Spielsüchtige

seine

seine Einbildung stets von Kartenbildern, und seinen Kopf von Spielgedanken voll; er vergißt seine Pflichten, seine Ehre und sich selbst, und ist so wenig, wie ein Fieberhafter, zu einer ernsthaften Beschäftigung zu gebrauchen. Die Spielsucht ist in vielem Betrachte noch viel ärger, als das Fieber. Das Fieber kann immer noch geheilt werden, aber die Spielsucht selten wieder. Das Fieber dauert gemeiniglich nur einige Wochen, und alsdann stellt sich wieder die vorige Gesundheit ein; aber die Spielsucht dauert ganze lange Jahre, und wenn sie aufhört, so stellen sich Gewissensbisse ein und bittere Reue. Das Fieber macht den Menschen in Zukunft behutsamer, und lehrt ihn die Gefahren vermeiden, welche ihn um die Gesundheit bringen können; aber die Spielsucht verrückt das Hirn von Tag zu Tage mehr, und je länger sie währt, desto tiefer führt sie den Menschen in den Abgrund hinunter. Wer endlich das Fieber hat, wird von andern Menschen bedauert, und erlangt von Jedermann Hülfe; aber wer mit der Spielsucht behaftet ist, auf den fällt Schande und Verachtung von allen Seiten, und in seiner größten Noth nimmt sich seiner Niemand an.

Sehet, liebe Mitbürger! dieß sind die großen und wichtigen Bedenklichkeiten, welche man gegen die Kartenspiele, und überhaupt gegen alle Geldspiele hat.

Wenn

Wenn ihr ja spielen wollt, so laßt euch folgendes gesagt seyn. 1. Spielet selten, und zwar so selten, als möglich. Aus dem Oftspielen entsteht eine Spielgewohnheit, und aus der Gewohnheit die Spielsucht, welche eine verhaßte Krankheit ist, wie ihr bereits gehört habt. 2. Spielet nie mit Reichen: denn diese können besser setzen, als ihr. Spielet aber auch nicht mit solchen, die ärmer sind, als ihr: denn ihnen thut der Verlust zu weh 3. Spielet nicht mit Leuten, die gern streiten und zanken: denn da wird das Spiel verdrüßlich, anstatt, daß es eine Ergötzung seyn sollte. 4. Spielet so niedrig, als möglich; denn das Spiel ist nicht wegen Geldgewinn, sondern wegen der Gemüthserholung. 5. Spielet mit keinem unbekannten Menschen: denn das hat oft sehr verdrüßliche Folgen gehabt. 6. Meidet jedes Spiel, welches am unrechten Ort oder zur unrechten Zeit geschieht. Kein Spiel muß euch eine Viertelstunde von euerer Arbeit, oder eine Stunde von euerm Schlafe entziehen: sonst ist es sträflich, und verräth einen Menschen, der nicht ordentlich ist.

§. 3.

Von den öffentlichen Ergötzungen.

Aus dem, was bisher gesagt worden ist, ergiebt es sich von selbst, daß nur jene Spiele die besten und nützlichsten sind, wobey man viel Bewegung hat, und seine Kräfte und Geschick-

lich-

lichkeit üben kann. Vor Alters hat man keine andere Spiele gehabt, als nur solche. Damals war das Wettlaufen, das Steinschleudern, das Ballschlagen, vorzüglich aber die Ring- und Kampfspiele gebräuchlich. In diesen Spielen übte sich die Jugend ohne Unterschied des Standes und des Gewerbes: und zu diesen öffentlichen Ergötzungen waren auch öffentliche Plätze angewiesen. Da wollte dann ein Jeder seine Stärke und seine Geschicklichkeit zeigen, und auf solche Art dienten selbst die Ergötzlichkeiten dazu, daß die Jugend starke Glieder, gesunden Leib und neue Lust zur Arbeit bekam. — Es wäre zu wünschen, daß solche Spiele in allen Städten, Marktflecken und Dörfern wieder errichtet würden: da würde die Jugend nicht mehr so viel Zeit, und wol auch nicht so viel Lust mehr haben, halbe Tage beym Bierkruge zu sitzen, oder ihr hart verdientes Geld bey einer Kartengesellschaft zu verspielen, oder müßige Heimgärten zu besuchen, oder wol gar in verborgene Winkel zu schliefen, wie es dermalen an Sonn- und Feyertagen eine bekannte und gewöhnliche Sache ist. Gewiß ist es, daß öffentliche Spiele und öffentliche Ergötzungen vor allen andern weit den Vorzug haben, und nicht genug angepriesen werden können. Solche Spiele verdienten, daß nicht nur die Ortsobrigkeiten, sondern selbst auch die Landesfürsten darauf bedacht wären, dieselben nach Möglichkeit aller Orten in den Gang zu bringen. Da

würde nicht nur unzählig viel Gutes bewirkt, sondern auch viele tausend Sünden würden unterbleiben, viele Unglücksfälle verhütet, und eine Menge Verführungen erspart werden.

Indessen haben wir doch heut zu Tage noch öffentliche Ergötzungen, die auch bloß darum, weil sie öffentlich sind, den übrigen vorgezogen zu werden verdienen. Wir haben nämlich noch das Pferderennen; das Wettlaufen; das Kegelspiel; das Scheibenschießen; das Ballschlagen; das Tanzen; das Spazierengehen.

Das Pferderennen ist zwar ein öffentliches Spiel, aber unter allen sieben genannten Ergötzungen das schlechteste. Denn erstens, kostet dieser Zeitvertreib großen Aufwand, welchen nur Wenige vermögen; zweytens, ist die ganze Ergötzung in wenigen Minuten vorbey; drittens, wird das Pferd nicht besser gemacht, sondern eher verdorben; viertens, ist das ganze Spiel vielmehr ein Pferdespiel, als ein Spiel der Menschen: denn da zeigt nicht der Mensch seine Behendigkeit, sondern bloß das Pferd; endlich ist große Gefährlichkeit dabey, und man hat nur gar zu viele Beyspiele, daß der Bereiter sich vom Pferde entweder krüppelhaft gefallen, oder wol gar Hals und Bein gebrochen hat.

Das

Das Wettlaufen ist unstreitig besser, und ein sehr nützlicher Zeitvertreib. Es ist nur Schade, daß wir diese schöne Ergötzung nicht öfter, und nicht auf die rechte Art und Weise anzustellen pflegen. Ein Wettlauf wird gewöhnlich nur bey Hochzeiten, oder etwa auch bey seltenen Feyerlichkeiten angestellt. Es sollte aber weit öfter geschehen. Denn wer es nicht gewohnt ist, dem thut ein angestrengtes Laufen allzuweh, und es kann für seine Gesundheit höchst gefährlich werden. Hingegen je öfter man es treibt, desto unschädlicher wird es, desto gelenkiger werden die Glieder, und desto behender wird der Mann. Die Amerikaner sind Meister im Laufen, weil sie sich von Jugend auf dazu gewöhnt haben; sie laufen in acht Stunden fünfzehn teutsche Meilen weit, über Hügel und Berge; die meisten von ihnen holen das beste Pferd im Laufe ein, und das kömmt sie noch dazu nicht schwer an, sondern sie thun es mit der größten Leichtigkeit. Einen gleichen Nutzen könnte diese Uebung auch unter uns haben. — Aber bey unserem Wettlaufen ist noch ein anderer großer Fehler, nämlich, daß die Laufbahn allzukurz ausgesteckt ist, und daß man gewöhnlich nur ein oder zweyhundert Schritte weit zu laufen hat. Bey einem so kurzen Ziele hat der Läufer nicht den kleinsten Augenblick zu versäumen; er thut sich daher alle mögliche Gewalt an, und rennt mit der alleräußersten Anstrengung dahin, welches der

Gesundheit in einem hohen Grade schädlich seyn muß. Ich selbst habe zween Läufer gekannt, die sich auf diese gewaltsame Art die Lungensucht und Abzehrung an den Hals gelaufen, und in ihren besten Jahren haben dahinsterben müssen. Um wie viel besser und der Gesundheit weit zuträglicher wäre es, wenn man das Ziel wenigstens noch zehnmal weiter hinausrückte. Denn je länger die Laufbahn ist, desto weniger strengt man sich an, man schöpft leichter Athem, und die Lunge wird nicht so gepreßt. Mit dieser Vorsicht würde das Wettlaufen nicht nur der Gesundheit im Geringsten nicht nachtheilig, sondern auch von überaus großem Nutzen seyn.

Das Kegelspiel ist eine von den besten Ergötzungen, die auf dem Lande gebräuchlich sind. Denn bey diesem Spiele kann man auf eine vorzügliche Art sein Augenmaaß, seine Geschicklichkeit, und zum Theile auch seine Stärke zeigen; zugleich hat man dabey den großen Vortheil, daß man nicht müßig sitzt, sondern stets in Bewegung ist. An diesem vortrefflichen Spiele ist fast nichts Anders auszustellen, als daß es gewöhnlich um Geld, und gemeiniglich allzu theuer gespielt wird. Aber diesen Fehler kann man nach Belieben vermeiden, und ein Jeder wird es gern thun, wenn man bedenkt, daß jedes Spiel nur die Gemüthserholung, und nicht den Geldgewinn zum Endzwecke hat.

Auch das Scheibenschießen ist eine sehr gute und empfehlenswürdige Ergötzung. Es wird dadurch die Jugend zu einem Theile der Kriegsübungen nützlich vorbereitet, und die Bewegung, welche man dabey hat, ist ebenfalls der Gesundheit sehr zuträglich. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Ergötzungsart allgemeiner gemacht würde; und eben so gut wäre es, wenn man machte, daß das Scheibenschießen wegen dem Einlaggeld, und wegen dem darauf folgenden Zechen nicht so theuer wäre.

Das Ballschlagen ist unter allen Ergötzungen die vortrefflichste, und hat unter allen Spielen, das Wettlaufen ausgenommen, ganz unstreitig den Vorzug. Das Ballspiel hat alle Eigenschaften, die man von einer Ergötzung verlangen kann. Das Ballspiel geschieht öffentlich und auf freyem Platze; es wird nicht um's Geld gespielt; man hat beständige Bewegung dabey; man übt dabey seine Behändigkeit im Laufen, seine Geschicklichkeit im Werfen, sein Augenmaaß im Fangen, und seine Stärke im Schlagen; und mit einem einzigen Balle, den ein Jeder selbst verfertigen kann, können vierzig und noch mehr Jünglinge sich ergötzen, und zwar nicht nur auf grüner Heide, sondern auch auf schneebedecktem Felde. Wo dieses Spiel üblich ist, da kann man alle anderen Spiele wohl entbehren. Aber, leider! ist dieses so edle Spiel unter uns beynahe ganz in die

Ver=

Vergessenheit gekommen, und an den meisten Orten kennt man es kaum dem Namen nach. Ein Mann, der das Ballspiel in einer Gemeinde einführte, und recht in Gang brächte, verdiente billig eine große und öffentliche Belohnung. — Aber, lieber Gott! uns ist an Sonn- und Feyertagen viel lieber der Bierkrug, oder der Eichelober, oder der Schlupfwinkel, oder die faule Bärenhaut. So sehr sind wir verwöhnt und verdorben!

Das Tanzen ist eine bekannte Ergötzung für die Jugend beyderley Geschlechtes. Ich sage: Für die Jugend: denn verheurathete Personen sollten sich mit dem Tanzen nicht viel abgeben, und es äußerst selten thun. Es steht ihnen gar nicht wohl an. — Diese Ergötzung ist nur für junge, unverehlichte Leute, und ist auch keineswegs zu tadeln, wenn nur die Schranken der Mäßigkeit und der Ehrbarkeit nicht überschritten werden. Das Tanzen ermuntert, giebt Geschicklichkeit und Behendigkeit, und erhält den Menschen bey einer schönen und geraden Stellung.

Allein das Tanzen hat auch seine großen Bedenklichkeiten. Es ist eine sehr theure Ergötzung und kostet viel Geld. Es ist aber auch eine sehr gefährliche Ergötzung, wo man schon unzählige Male nicht nur seine Gesundheit, sondern auch Unschuld und Tugend vertanzt

tanzt hat. Junge Leute, und besonders die Weibsleute zeigen sich in dieser Ergötzung unermüdet. Aber eben dieses macht das Tanzen höchst gefährlich: denn man thut gemeiniglich zuviel, und zuviel verdirbt jedes Spiel. Kein Vergnügen kostet so vielen jungen Leuten das Leben, als eben das Tanzen. Die jungen Leute treiben es zum öftern gar zu weit, bringen einen großen Theil der Nacht damit zu, werden ganz naß vom Schweiße, setzen das Blut in heftige Wallung, kühlen sich unvorsichtig wieder ab, trinken kalt hinein, gehen in die Luft, und machen sich auf ihre ganze Lebenszeit krank, oder sterben frühzeitig dahin. Die männliche Jugend, welche überdieß Wein, Brandtwein, oder Bier dazu trinkt, macht das Uebel noch ärger. Wenn man alle die traurigen Folgen des Tanzens, und die daraus entstandenen Unglücksfälle erzählen wollte, so könnte man ein großes Buch damit anfüllen.

Liebe Jugend! man wehret dir keine Freude; man gönnet dir jede Ergötzung. Aber sey behutsam, so gut du kannst, und nimm dich wohl in Acht. Nicht jede Ergötzung ist gleichgut, und nicht Alles ist gut, was dich ergötzt. Die beste Ergötzung kann für dich Gift werden, wenn du sie unmäßig, oder mit allzu großem Aufwande, oder zu unrechter Zeit genießest. Darum sey vorsichtig, und wähle allzeit unter vielen Lustbarkeiten diejenige, welche weder deinem Ver-

mö-

thögen, noch deiner Gesundheit, noch deiner Ehre und Seele schadet.

Endlich ist das Spazierengehen eine reine, unschuldige Ergötzung, die an Sonn= und Feyertagen, im Winter und im Sommer, von Reichen und Armen, von Alten und Jungen genossen werden kann. Diese Ergötzung steht allen Menschen an, und kostet nichts. Auch darf man nicht besorgen, daß man da durch Uebermäßigkeit die Gesundheit verdirbt. Man macht dabey Bewegung, und man genießt nicht nur die freye, gesunde Luft, sondern auch die Gesellschaft und Unterredung seiner Freunde, den Anblick vieler Menschen, und vorzüglich das schöne Schauspiel der Natur, die sich am schönsten in der freyen Weite zeigt, und wo man Gottes Segen, Gottes Güte und Weisheit überall, wie in einem offenen Buche, lesen kann. —

Durchwandelt, liebe Bürger! durchwandelt an Sonn= und Feyertagen eure Gegenden, und sehet da, wie Aecker und Wiesen, Wälder und Felder, Berge und Thäler, Felsen und Flüsse so angenehm und vielfältig abwechseln; wie euer Auge bey einer schönen Aussicht von tausend Farben, und besonders von dem angenehmen Grün ergötzet wird; erquicket euch durch den Geruche der Blumen und Früchte, und greift da mit Händen, wie segenvoll die Welt Gottes ist. Sehet an die Vögel der Luft, wie sie sich ihres Le=

Lebens freuen, und nichts wissen von marternden Sorgen. Betrachtet die Blumen des Feldes und die Manchfaltigkeit der Kräuter, und lernet sie kennen, wie einige zur Nahrung, andere zur Arzney dienen. Ihr werdet nie damit fertig werden, und überall wird sich euern Augen neuer Reichthum, neue Schönheit und neue Nutzbarkeit anbiethen. Besehet endlich euer Aecker und Felder, wie schön die Saat darauf steht, wie hoffnungsvoll die Aernte wird, und wie diese euch und euern Kindern neues Brod verschafft.

Betrachtet aber auch den Acker eueres Nachbars, mit dem ihr in Feindschaft lebt, und den ihr für einen lasterhaften Menschen haltet: betrachtet auch diesen Acker, wie er eben so gesegnet dasteht, gleich dem eurigen, und wie der liebe Gott allen seinen Geschöpfen Gutes thut, sie mögen Gerechte oder Sünder seyn. — O! nichts in der Welt ist im Stande, das Gemüth so aufzuheitern, und so sanfte Freuden in unsre Seele zu gießen, als solche Lustwandlungen in Gottes schönem Lustgarten! Genießet diese Ergötzung nur recht oft; ihr werdet allemal mehr Zufriedenheit mit eurem Stande, mehr Freude an Gott, und mehr Sanftmuth des Herzens gegen euern Nebenmenschen mit nach Hause bringen.

§. 4.

§. 4.

Beschluß von den Ergötzungen.

Das sind nun unsere gewöhnlichen Ergötzungen, und da kann Jedermann sehen, was dabey Gutes, und im Gegentheile auch, was dabey Gefährliches ist. Soviel ist gewiß, daß unter so vielen Ergötzungen eine nicht ist wie die andere. Die theuersten sind gemeiniglich die gefährlichsten, und die wohlfeilsten sind die besten. Die Lustbarkeiten, welche viel Geld und Zeit wegnehmen, richten nicht nur die Gesundheit des Menschen, sondern auch ganze Familien zu Grunde. Denn bey großen Lustbarkeiten thut man gemeiniglich zu viel in der Sache, und man haut allzu leicht über die Schnur. Darum sehen wir unter den reichen Leuten so viele, die mit der Gliedersucht, mit dem Podagra, und mit noch vielen andern Krankheiten, welche man nicht einmal nennen darf, behaftet sind. Wir handeln thöricht, wenn wir solche Leute um ihre Lustbarkeiten beneiden: denn da müßten wir sie auch um ihr Podagra und um ihre Lungensucht beneiden.

Einsmals wurde in einem Wirthshause ein vornehmer Herr angekündigt, welcher allda sein Mittagmahl einnehmen wollte. Alles, was gut und theuer war, mußte in Bereitschaft stehen, die köstlichsten Weine, allerley Geflügel, Konfekte und köstliche Speisen. Zur bestimmten Zeit traff der vornehme Herr ein, welcher in einer vier-

spän-

spännigen, schön vergoldeten Kutsche saß, und von vielen Bedienten begleitet war. Diese Pracht stach einigen Bauern, welche es sahen, gewaltig in die Augen, und einer von ihnen sagte: „Unser einer ist nur ein Hund auf Erden; wenn ich wieder auf die Welt komme, so will ich wol gewiß kein Bauer mehr werden, sondern ein solcher Herr." — Unterdessen eilten die Bedienten, ihrem Herrn aus der Kutsche herauszuhelfen. Das kostete aber viel Arbeit: denn der Herr war ein schweres Stück von einem Menschen, und hatte allerley Krankheiten am Leibe, so, daß er sich kaum rühren und bewegen konnte. Als er aus dem Wagen herausgehoben war, mußten ihn die Bedienten unter beyden Armen Schritt vor Schritt an das Wirthshaus führen, weil er selbst kaum einen Tritt thun konnte. Sein Gesicht war mit Tüchern verbunden, und seine Füsse in dicken Pelz eingewickelt. Als er endlich von den Bedienten mit vieler Mühe in die Stube auf den Sessel gebracht war, schnaufte und lechzte er so gewaltig, als wenn er einem Hasen nachgelaufen wäre. Als hernach die Mahlzeit aufgetragen wurde, und der Herr von den köstlichen Speisen nur hie und da einen kleinen Bissen aß, von den meisten aber gar nichts berührte, verwunderten sich die Bauern nicht wenig darüber, und fragten einen Bedienten, was es denn mit diesem Herrn für eine Bewandtniß haben möge. Der Bediente entdeckte ihnen Alles umständlich, und sagte: „Dieser Herr, den

ihr da sehet, ist ein sehr bedauernswürdiger Mann. Er hat in allen Dingen Ueberfluß, hat aber ebendarum nicht eine vergnügte Stunde in seinem Leben. Sein Essen, wie ihr sehet, ist so viel als nichts: denn er kann nichts arbeiten, und weder Hand noch Fuß brauchen. Ihr wisset aber selbst, ohne Arbeit kömmt kein Hunger, und ohne Hunger schmeckt auch kein Essen. Die Speisen, welche er hat, sind köstlich und gut, aber nicht für ihn: denn das ist ihm Alles nicht seltsam; er hat es alle Tage, und was man alle Tage hat, das achtet man nicht. Ich weiß es gewiß, euch schmeckt eure Wassersuppe besser, als ihm der beste Braten. Er kann zwar alle erdenkliche Lustbarkeiten nach Belieben genießen; aber eben darum, weil er alle so leicht und ohne Mühe genießen kann, so schmeckt ihm von allen keine. Der Wein ist es allein, woran er den meisten Geschmack findet, aber jemehr er trinkt, desto empfindlicher muß er hernach leiden. Seine Krankheit wird davon so heftig, daß er tobt und wüthet, schreyt, heult, und ganze Nächte kein Auge schließen kann. Da verwünscht er denn oft sein Leben und sein Daseyn. Es ist kein Bettelkind so schlecht und armselig, mit dem er nicht von Herzen gerne tauschen möchte, und er sagt oft, er wollte gerne tausend baare Gulden geben, wenn er nur auch einmal einen so guten Tag haben könnte, wie der nächste beste Bauer, oder Holzhacker, der nach der Arbeit mit größtem Appetite seine Mahlzeit verzehrt, und die

ganze

ganze Nacht so ruhig, wie ein Lamm, schläft." — Die Bauern zogen bey dieser Erzählung ihre Nase hoch auf, und sagten kein Wort mehr davon, daß sie auch gerne so vornehme Herren seyn möchten, sondern wischten sich den Bart, und giengen singend und pfeifend an ihre Arbeit.

Das war nun eine herrliche Lehre für diese Bauern; sie ist es aber auch für alle diejenigen, welche ihres Gleichen sind. Es giebt in Städten und Dörfern eine Menge Menschen, die glauben, es gebe keine andere Freude und Lustbarkeit, als nur allein im Wirthshause, mit Trinken und Tobackrauchen. Alles andere achten sie für nichts. Die fröhlichen Scherze, die muntern Gespräche, die nützlichen Erzählungen, die heitern Gesichter der ganzen Gesellschaft, wo Alles so munter und wohlauf ist: dieß Alles hat für sie keinen Reitz, und sie zählen es gar nicht unter die Freuden. Wenn sie dann aus dem Wirthshause gehen, so denken sie, jetzt habe die ganze Freude ein Ende. Kommen sie nach Hause, und nehmen ihre Mahlzeit ein, so essen sie zwar, aber sie denken dabey nicht, daß es ein neues Vergnügen ist, wenn man mit Appetit ißt, wenn die Speisen wohlgeschmack zubereitet sind, und wenn man die lieben Kinder um sich herumsitzen sieht, denen es recht herzlich schmeckt. Dieß Alles rechnen sie für nichts. Wenn sie endlich an die Arbeit müssen, so sind sie voller Verdruß und Unwillen, und da bedenken sie

nicht,

nicht, daß es eine wahre Lust ist, wenn man mit gesunden Gliedern seiner Arbeit vorstehen kann; bedenken nicht, daß es eben die Arbeit ist, mit der man seiner Familie Brod, und sich selbst manche vergnügte Stunde verschaffen kann; bedenken endlich nicht, daß selbst die Arbeit süß und angenehm wird, wenn man recht munter und im Namen Gottes darüber her ist. Für solche Leute ist freylich die Welt ziemlich leer an Freuden. Aber wer ist Schuld daran, als sie selbst?

Ein Bürger war einst bey einer Gesellschaft recht munter und vergnügt. Aber einmal sah er, daß einer seiner Mitmeister sich ein Stück von einer gebratenen Gans und ein Glas Wein geben ließ. Von diesem Augenblicke an vergaß er alle genossene Freuden; es schmeckte ihm nichts mehr; sein Brod wurde ihm zu Wermuth und sein Bier zu lauter Galle. Der Verdruß ward so stark in ihm, daß ihm jetzt Alles auf einmal zuwider war; er klagte über sein Schicksal, und klagte selbst über den lieben Gott, daß er die Güter der Welt so ungleich ausgetheilt habe, und daß einer sich mit dem elenden Biere begnügen müsse, indeß der Andere sich bey einem guten Glase Wein lustig machen könne. Dieser Gedanke kroch ihm beständig im Kopfe herum, und so oft der Mann auf seinen Mitmeister, auf das Stück Gans, und auf das Glas Wein dachte, so war's gerade, als wenn man ihm

mit

mit einem nassen Schwamme alle Freuden auf einmal aus dem Herzen weggewischt hätte.

War dieser Mann nicht ein rechter Thor? und wie viele hat er nicht seines Gleichen?

Unser liebe Gott ist gegen uns Menschen gewiß recht freygebig: er giebt uns Allen allerley Vergnügungen, und schenkt uns viel tausend gute Stunden. Dem giebt er diese Freude, und dem Andern eine andere; Jenem schenkt er viel, und dem Andern noch mehr. Da sind aber wir Menschen so unvernünftig, und fangen an zu klagen, sobald wir sehen, daß es ein Anderer noch besser hat, als wir. Da sehen wir dann beständig nur auf das Gute, welches Andere besitzen, und vergessen dabey dasjenige Gute, welches wir selbst haben: und da klagen wir über den lieben Gott, daß er Alles so ungleich ausgetheilt habe, und auf diese Art bringen wir uns selbst um viel tausend gute Stunden, die Gott uns bescheeret hat.

Ich würde ja ein recht unsinniger Mensch seyn, wenn ich meinen Hut, oder gar meinen Rock deßwegen wegwürfe; weil der Andere einen bessern hat, als ich; oder wenn ich über meine Füsse fluchen wollte, deßwegen, weil der Andere in der Kutsche fährt; oder wenn ich meinen Krug Bier an die Wand schmeißen wollte, weil der Andere Wein trinkt. Wenn ich so etwas thäte,

so würde Jedermann sagen: Dem Menschen fehlt es gewaltig unter dem Hute, und er taugt gerad recht ins Narrenspital. Aber eben das Nämliche kann man von Allen sagen, denen das Ihrige nicht mehr gut genug ist, sobald sie bey einem Andern etwas Besseres sehen.

Mit einem Worte: wir sind die allerundankbarsten Menschen, wenn wir uns über Gott beklagen, daß er uns zu wenig Ergötzlichkeiten gegeben hat. Er hat uns deren so viele geschenkt, daß wir fast immer in Gefahr sind, die Vorschrift der Mäßigkeit darinn zu überschreiten.

Genieße Alles mit Mäßigkeit. Dieß ist die allerwichtigste Regel, welche man bey Ergötzungen und Lustbarkeiten nicht oft genug wiederholen und einschärfen kann. Die Unmässigkeit ist der Tod aller Freuden. Die allerköstlichsten Speisen, der beste Trunk, der angenehmste Besuch, das munterste Gespräch, wird uns zuletzt eckelhaft, wenn das Ding zu oft geschicht, oder zu lange dauert. Kurz: es ist in der ganzen Welt keine Lustbarkeit und keine Ergötzung so groß, daß sie nicht am Ende abgeschmackt wird, und keinen Reiz mehr hat, wenn sie uns einmal nicht mehr seltsam ist.

Wer also an Freuden und Ergötzungen eine wahre und dauerhafte Lust haben will, der muß mit den Ergötzlichkeiten abwechseln. Man muß die

die nämliche Ergötzlichkeit nicht immer allein, und nie zu lang, auch nie zu oft nach einander genießen, sonst verleidet sie, und wird eckelhaft. Die besten Speisen achten wir zuletzt nicht mehr, wenn wir sie alle Tage haben; und diejenigen Speisen, an denen wir uns einmal übergessen haben, erfüllen uns noch dazu mit Eckel und Grausen. So ist es auch mit den Ergötzlichkeiten. Die Freude hört auf, sobald wir eine Ergötzlichkeit zu oft oder zu viel genießen. Man muß abbrechen, wenn es einem am besten schmeckt.

Das Abwechseln mit den Ergötzungen hat auch diesen großen Nutzen, daß man sich nicht an eine allein gewöhnt. Um die Angewöhnung ist es ein gar fürchterliches Ding. Das sieht man an Jenen, die sich das Spielen oder Trinken angewöhnt haben. Betrachtet, liebe Mitbürger! betrachtet nur jenen Spieler dort, was das für ein elender Mann ist. Er hat sich anfangs nur zu Zeiten in ein Spiel eingelassen; hat dasselbe hernach öfters, und endlich alle Tage gethan. Jetzt ist er von der unglücklichen Sucht so stark gefesselt, daß ihn weder die Vorstellungen seiner Freunde, noch das Bitten seines Weibes, noch das Weinen seiner Kinder von diesem Laster heilen kann. — Betrachtet auch dort jenen Handwerksmann, welcher fast alle Tage voll ist, welcher lieber mit der bittersten Armuth kämpft, lieber Hunger leidet, und auf dem Strohe schläft, als daß er den Trunk aufgiebt. O,

um die Angewöhnung ist es eine fürchterliche Sache!

Genießet daher alle Ergötzungen mit Vorsicht und Mäßigkeit.

Denket aber auch bey euern Ergötzungen an Denjenigen, der dieselben euch geschenkt hat. Er, der große Geber im Himmel, der gütige Menschenvater, der alle seine Geschöpfe vergnügt und glücklich haben will, der liebe Gott muß nie dabey vergessen werden. Mitten im Genuße der Freuden können wir einen stillen Blick zu ihm hinauf werfen. Ein einziger solcher Aufblick kann machen, daß unsere Ergötzungen unschuldig, und sogar verdienstlich und heilig werden. Ein jeder Gedanke an Gott kann uns vor Ausschweifungen und Thorheiten bewahren, die man bey Ergötzungen so leicht zu begehen pflegt, wenn man Gott aus den Augen setzt.

In der Fleischmannischen Buchhandlung zu München sind folgende gute Bücher zu haben, welche auch durch andere Buchhandlungen zu bekommen sind:

A B C Buch, neues, nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder. mit 25 Kupf. 36 kr.

— Dasselbe mit illuminirten Kupfern. 1 fl.

Abendunterhaltungen, religionsgeschichtliche, eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer. Ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitliebenden Christen. 1 fl. 36 kr.

Andreas Hofer und die tiroler Insurrektion im Jahre 1809. Ein hist. biogr. Gemälde aus ächten Quellen ꝛc. mit Hofers illum. Bildniß. 54 kr.

Bauernfreund, der, ein nützliches allgemeines Lesebuch für Bürger und Landleute, wie auch für Stadt= und Landschulen von einem katholischen Landgeistlichen eingerichtet. Neue verbesserte Aufl. 36 kr.

Bermiller, W. F., der kluge Landwirth, eine Geschichte unserer Zeiten, oder kurzgefaßter Unterricht von der Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfang, wie auch von andern theils nöthigen, theils nützlichen Dingen 1 fl.

Blumschein, Mar., Georg, vollständige Sammlung praktischer Heilungsarten aller Viehseuchen

chen aus Beobachtungen und Erfahrungen gezogen. 15 kr.

Briefsteller, baierischer, mit Beyspielen aller Gattungen von Briefen und schriftlichen Aufsätzen, welche im gemeinen Leben oft vorkommen. Ein Handbuch zum Selbstgebrauch und für Schulen. 1 fl.

Buchnerin, Chr., allerneuestes Münchener Kochbuch für baierische Mädchen und Hausfrauen, oder gründliche und deutliche Anweisung zur Besorgung sowohl herrschaftlicher als bürgerlicher Küchen. 1 fl. 54 kr.

Büchlein, ein alt, über Möncherei. Mit einer Vignette. 48 kr.

Fabel- Sitten- und Bilderbuch, das neue. Ein angenehmes Geschenk für die Jugend mit 26 K. schwarz 1 fl. 30 kr. illum. 2 fl. 40 kr.

Folgen vernachlässigter Erziehung. Mit Kupf. 2te Aufl. 1 fl 36 kr.

Geiger, Fr. Xav., die Obstbaumzucht, oder neue und überaus leichte Art, wie man ohne Unkosten und zugleich ohne Belzen und ohne alles Künsteln nicht nur die gesündesten und dauerhaftesten Obstbäume, sondern auch neue Gattungen von schönen und guten Obst erlangen kann rc. rc. mit Kupf. und farbigen Umschlag, geheftet. 4 Bändchen. 1 fl.

Geschichten, (biblische auserlesene,) zum lehrreichen Gebrauch der katholischen Jugend. Mit Kupf. 1 fl.

Grill, Dr., der Bauerndoktor für Menschen und Vieh, oder allgemeiner Hausvorrath von Gesund-

sundheitsregeln, ökonomischen Künsten ꝛc. die der Bürger und Landwirth täglich zu wissen nöthig hat; darinn alles, was dem Menschen und Vieh im gesunden und kranken Zustande zuträglich, enthalten ist. 45 kr.

Halle, Joh. Sam., die teutschen Giftpflanzen zur Verhütung der tragischen Vorfälle in den Haushaltungen nach ihren botanischen Kennzeichen, nebst den Heilungsmitteln, mit 16 nach der Natur ausgemalten Kupfern 1 fl. 48 kr.

Hazzi, Jos., Katechismus der baierischen Landes-Kulturgesetze, sammt einem Unterricht der Landwirthschaft für das Landvolk, auch zum Gebrauch für Richter und Rechtsanwälde, Volks- und Schullehrer. Mit 1 Kupf. 1 fl. 12 kr.

Hollands, Joh. Georg, Erklärung der sonntägl. Evangelien, ein Lesebuch für den Bürger und Landmann, wie auch zum Gebrauche der Seelsorger auf dem Lande 2 Theile. 1 fl. 30 kr.

Hufeland, Chr. Wilh., die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. 2 Theile, vierte Auflage. 1 fl. 12 kr.

Jack, der kleine, eine Volksgeschichte nach dem Englischen, mit einem Titelkupfer. 18 kr.

Jagdlust, seraphische, das ist: vollständiges Portiunkulabüchlein von Pater M. v. Cochem. Mit Kupf. 30 kr.

Kenntnisse, nöthigste, für Kinder. 36 kr.

Knott, J. N., praktische Grundsätze des Acker- Wiesen- Futterkräuter- und Gartenbaues, der Viehzucht und aller übrigen Zweige der Landwirth-

wirthschaft. Ein nützliches Handbuch für Liebhaber und Freunde der Oekonomie. 1 fl. 12 kr.

Krause, T. J., der medizinische Landpfarrer, oder kurzgefaßte medizinische Abhandlung derjenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen. 2 Bde. 1 fl.

Kunst, die, unter Menschen glücklich zu leben, vom Grafen von Chesterfield. Aus dem Franz. übers. von W. Schrettinger. 36 kr.

Laster, das, in seinen schrecklichen Folgen. Mit 9 Kupf. 8. illum. 2 fl. schwarz 1 fl. 36 kr.

Laubender, Dr. B., Seuchengeschichte der landwirthschaftlichen Hausthiere, von den ältesten Zeiten an. 4 fl. 24 kr.

Lenk, Mich., gründliche Erklärung der christlichen Lehre, ein katechetisches Lehr- und Lesebuch für alle, besonders für Landleute. Oder ein vollkommener Unterricht im Christenthume für Geistliche, zum Lehren und Predigen in der Kirche, und für Weltliche zum Lesen zu Hause. 4 Bände. 4 fl.

— — monatliche Oekonomie, oder Land- und Hauswirthschaft, d. i. die vornehmsten Verrichtungen, Gegenstände und Vortheile eines Landwirths durch alle Monate des Jahrs. 30 kr.

Mutschelle, Sebast., die Geschichte Jesu aus den vier heiligen Evangelien in eines gesammelt und geordnet, sammt einer Anweisung die Evangelien mit Einsicht und Nutzen zu lesen. neue Aufl. 2 fl.

Bayerische Staatsbibliothek München

X
X.93
X XII.93

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geiger, Franz Xaver,

Neuestes Sitten- und Beyspielbuch für den Bürger und Landmann

München [ca. 1810]

Paed.pr. 1161
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759766-0